

KORRESPONDENZ

1305

BERICHTE
MEINUNGEN
DOKUMENTE



25. Februar 2011

KULTURPOLITISCHE



Herausgeber: Stiftung Deutsche Kultur im östlichen Europa – OKR, Kaiserstraße 113, 53113 Bonn, Telefon (02 28) 2 89 33 12, -3, Fax (02 28) 2 89 33 14, E-mail: georgaescht@arcord.de · Chefredakteur: Georg Aesch · Textnachdruck in Zeitungen und Zeitschriften honorarfrei bei Quellenangabe (KK), 2 Belegexemplare erbeten · Artikelübernahme in Bücher und Broschüren bedarf der jeweiligen Vereinbarung mit dem Autor · Bildabgabe leihweise auf Anforderung · Für unverlangte Einsendungen wird nicht gehaftet · Verlag: Westkreuz-Verlag GmbH Berlin/Bonn · Herstellung: Westkreuz-Druckerei Ahrens KG Berlin/Bonn, Töpchiner Weg 198/200, 12309 Berlin, Telefon (030) 745 20 47, Fax (030) 745 30 66, Internet: www.westkreuz.de

INHALT

Karin Eckert

Die Mühen des Gedächtnisses

Das Ostlandkreuz in Geislingen

3

Norbert Matern

Mutige Wünsche

Die Prämonstratenser in Magdeburg

5

Stephan Kaiser

Räuberischer Held des Fortschritts

„Traum und Trauma“ der Zeit Napoleons

7

Ingmar Brantsch

Kakanisch, balkanisch

Temeswar zwischen kultureller Ausstrahlung und exotischem Reiz

10

Arkadiusz Luba

Wie Gott in Polen

Der Nachbar lädt in Berlin zum Genießen – und Überlegen

12

Susanne Habel

Multieuropäerin

Zuzana Finger, Heimatpflegerin der Sudetendeutschen

14

Reinhard M. W. Hanke

Als Naturschutz noch nicht natürlich war

Hugo Conwentz institutionalisierte ihn in Preußen

16

Bücher und Medien

Alfons Nossol: Glück in der Liebe. Rückblick (*Renata Schumann*)

18

Wojciech Kunicki und Marek Zybura: Porträts polnischer Germanisten

20

Werner Otto von Hentig: Ein Weihnachtsbrief an seine Kinder (*Martin Hollender*)

21

Literatur und Kunst

Martin Schmidt

Wenn die Atemschaukel stockt

Deutschsprachige Schriftsteller in totalitären Systemen

23

Klaus Weigelt

Standbilder der Unbeständigkeit

Einblicke in die Welt des Markus Lüpertz

28

Formstrenge Hoffnung

Klaus Seelenmeyer, ein Ostpreuße in Lüneburg

30

KK-Notizbuch

31

Wichtige Weiblichkeit: Markus Lüpertz, Daphne

Bild aus der Ausstellung: siehe Seite 28

Die Mühen des Gedächtnisses

Ihnen unterzogen sich Geislinger Alt- und Neubürger schon 1950 und erneut 1993 – mit monumentalem Ergebnis

Das Ostlandkreuz auf der Schildwacht wurde am 2. Juli 1950 geweiht; seit nunmehr 60 Jahren überragt es die Stadt Geislingen und ist in dieser Zeit neben Helfenstein und Ödenturm zu einem der markantesten Wahrzeichen der Fünftalerstadt geworden. „Ostlandkreuze“ wurden in der Nachkriegszeit an vielen Orten in Deutschland errichtet, meist auf Friedhöfen; sie sollen an die Leiden erinnern, die die einst im Osten lebende deutsche Bevölkerung bei ihrer Vertreibung erlitten hat.

Schon im Herbst 1949 wird in der Geschäftsstelle des Kreishilfsverbandes der vertriebenen Deutschen über die Errichtung eines Ostlandkreuzes im Kreis Göppingen nachgedacht. Hier in Geislingen planen jedoch die Initiatoren – anfänglich Vertreter verschiedener Landsmannschaften (Egerländer, Ostpreußen, Pommern, Schlesier und Südmährer) – bewußt kein Marterl oder

Friedhofskreuz, ihnen schwebt ein weit ehrgeizigeres Vorhaben vor: ein unübersehbares, die Gegend beherrschendes Wahrzeichen soll es werden, aufgerichtet zu diesem Zwecke an einer weithin sichtbaren Stelle. Überparteilich und überkonfessionell soll es sein, Mahnmal und Zufluchtsstätte, ein Inbegriff von Trost, Vergebung und Glauben.

Schon im Januar 1950 wird die Geislinger Stadtverwaltung über das Vorhaben informiert, und dort finden die Heimatvertriebenen ein offenes Ohr. Schnell einigt man sich auf die Schildwacht als Standort; kilometerweit wird das Kreuz dort oben von der Hauptverkehrsader Stuttgart–München aus zu sehen sein.

Von Anfang an sind Planung und Umsetzung ein Gemeinschaftswerk von Alt- und Neubürgern. Der im Februar 1950 gegründete Hauptausschuß unter dem Vorsitz von Stadtrat Erben aus Göppingen setzt sich zusammen aus Bürgermeister Georg Nagel und Stadtrat Architekt Hans Eckert als Vertretern der Stadt Geislingen, aus Geislinger Bürgern von den verschiedenen Kultureinrichtungen und aus sieben Vertretern der Heimatvertriebenen. Auch die Finanzierung soll gemeinsam sichergestellt werden; es ergehen kommunale Zuschüsse, ortsansässige Unternehmen leisten finanzielle Unterstützung, die Gemeinde Türkheim stellt das Grundstück kostenlos zur Verfügung, und die Heimatvertriebenen selbst unterstützen das Vorhaben durch den Kauf von 35 000 Ostlandkreuzkarten, die zum Stückpreis von 20 Pfennigen erhältlich sind. So erhält jeder Bezieher des „Südmährischen Heimatbriefes“ fünf Ostlandkreuzkarten; der Südmährer-Ausschuß fordert in seinem Begleitschreiben alle Landsleute dazu auf, dafür eine D-Mark zu entrichten und die Karten vor allem auch an die Altbürger weiterzu-

Nicht nur hoffen, dafür arbeiten: das Geislinger Ostlandkreuz Bild: die Autorin



verkaufen, damit auch diese „von unserem Werke wissen und auch ihr Scherflein beitragen“.

Ein Preisgericht, wiederum bestehend aus Vertretern der Stadt, Mitgliedern von Naturschutzverein und Künstlergilde und aus Vertretern des Landesverbandes der Heimatvertriebenen, erkennt im März 1950 dem Architekten Albert Wiedenmann aus Geislingen den ersten Preis zu. Die Aufträge zur Ausführung des Bauwerkes ergehen an das Bauunternehmen Ing. Fischer (ehemals Aussig) und den Schlossermeister Stelzner (ehemals Eger). Die Firma Stahlecker aus Süßen stellt Geräte und Monteure für die Montagearbeiten kostenlos zur Verfügung.

Unter großen Mühen muß zunächst der brüchige Fels der Schwäbischen Alb mit einem aufwendigen Betonfundament stabilisiert werden, um das Eigengewicht des Kreuzes von 5000 kg und die Zusatzbelastungen durch Wind und Schnee aufzufangen. Schließlich wird das Kreuz aufgerichtet: Es ist 22 Meter hoch und besteht aus 346 Einzelteilen, die Arme des Kreuzes haben eine Spannweite von 7,50 Meter.

Der Kreisverband Göppingen im Landesverband der vertriebenen Deutschen in Württemberg gibt anlässlich der Ostlandkreuz-Weihe eine Festschrift heraus, deren Erscheinen auch durch Inserate von Geislinger Geschäftsleuten unterstützt wird. In dieser Festschrift werden neben Berichten über die Heimatvertriebenen und ihre Herkunftsländer auch detaillierte Artikel zu Geographie und Geschichte Geislingens veröffentlicht. Wiederum also das Bemühen, Neu- und Altbürger zu einem gemeinsamen Ziel zusammenzuführen.

Domdekan Dorr aus Rottenburg weihet das Ostlandkreuz auf der Schildwacht schließlich am 2. Juli 1950 vor 2500 Anwesenden. Es ist das höchste Ostlandkreuz in Deutschland. In seinem Grußwort sagt der damalige Geislinger Oberbürgermeister Allgaier: „Uns aber, die wir hier unten unserer Arbeit nachgehen, uns Altbürgern, soll das Kreuz noch

eine weitere Mahnung sein. Es soll uns ständig wachrufen zur Erfüllung der Pflichten, die wir unseren Heimatvertriebenen gegenüber haben. Möge dieser Tag auch dazu beitragen, die Brücke zwischen Alt- und Neubürgern erneut zu schlagen, um ein friedliches Zusammenleben zu ermöglichen.“

In den darauffolgenden Jahren stellen sich zunehmend Schäden am Kreuz ein, die beim 40jährigen Jubiläum im Jahr 1990 deutlich sichtbar werden. So entschließt sich der Südmährische Landschaftsrat im Jahr 1992 zu einer kompletten Erneuerung. Und wiederum ist es eine gemeinsame Anstrengung der Südmährer, des Bundes der Vertriebenen, der Stadt Geislingen und des Landes Baden-Württemberg, die Finanzierung in Höhe von etwa 140 000 Mark sicherzustellen. Schon am 28. November 1992 wird das neue Ostlandkreuz, eine kupferummantelte Stahlkonstruktion, am ursprünglichen Standort wiedererrichtet und mahnt erneut für Frieden, Gerechtigkeit und Menschlichkeit. Eine am Kreuz angebrachte Gedenktafel erinnert an die Toten Südmährens. Im Jahr 2003 schließlich, anlässlich des 50. Jubiläums der Patenschaft für die Südmährer, die die Stadt Geislingen im Jahr 1953 übernommen hat, wird die neue Beleuchtungsanlage des Ostlandkreuzes in Betrieb gesetzt; seither ist es jeden Abend hell erleuchtet.

Aufgrund seiner Entstehungsgeschichte ist das Kreuz ein Symbol für die in vielen, auch schwierigen Jahren gewachsene Verbindung zwischen Einheimischen und Heimatvertriebenen. Mit seiner Inschrift erinnert es an die Vergangenheit und damit an die Schrecken der beiden Weltkriege und der Vertreibung; aber es verbindet auch Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft und ermahnt als uraltes christliches Symbol alle dazu, auf ein friedliches Zusammenleben der Völker Europas nicht nur zu hoffen, sondern auch gemeinsam hinzuarbeiten, wie es im übrigen schon in der Charta der Heimatvertriebenen aus dem Jahr 1950 formuliert ist.

Karin Eckert (KK)

Mutige Wünsche

Hat ein christliches Europa Zukunft? Die Prämonstratenser sagen ja und arbeiten seit dem 12. Jahrhundert daran



Der heilige Norbert von Xanten Bild: Archiv

Nicht nur der mächtige ottonische Dom mit der Grablege Kaiser Ottos I. erinnert in Magdeburg an den Beginn der Ostkolonisation. Zu den ersten, die die Elbe ostwärts überschritten, gehörten die Prämonstratenser, die gerade das Gedenkjahr für ihren vor 875 Jahren gestorbenen Gründer St. Norbert beendet haben. Über Jerichow, Havelberg, Leitzkau, Brandenburg bis Usedom gründeten sie ab 1130 ihre Klöster mit den riesigen – heute evangelischen – Backsteindomen. Für Jerichow wird vermutet, daß die Prämonstratenser einen slawischen Ortsnamen nach dem biblischen Ort umgeformt haben. Im Garten des Kreuzgangs steht eine moderne Skulptur von Propst Isfried (1158–1178). Im heute evangelischen Dom von Havelberg gibt es eine katholische St. Norbert-Kapelle.

Zwei Brüder Dölken, zwei Prämonstratenser-Chorherren: Thomas Albert ist Abt

der Prämonstratenser in Duisburg/Hamborn, Clemens die treibende Kraft der drei Prämonstratenser in Magdeburg im abhängigen Priorat der Abtei Hamborn.

Der Patron der Diözese Magdeburg, der heilige Norbert von Xanten, gründete 1121 im französischen Prémonstre den Orden der Prämonstratenser. 1126 bis 1134 wirkte er als Erzbischof von Magdeburg und hinterließ deutliche Spuren, denen jetzt wieder gut nachzugehen ist. 1632, nach der Reformation und der Zerstörung Magdeburgs im Dreißigjährigen Krieg, sah es nicht mehr danach aus. Seine Gebeine kamen ins Kloster Strahow in Prag, wo sie in einem kostbaren Schrein verwahrt sind. 365 Jahre vergingen, bis die Prämonstratenser-Chorherren in ihrer weißen Tunika 1991 nach Magdeburg zurückkehrten. Die erste Bleibe fanden sie in einem heruntergekommenen Mietshaus. Der Berichterstatter erinnert sich, wie die Patres damals die Türen ihrer Etagenwohnung abschliffen, als er sie unangemeldet besuchte. Mitten unter den Menschen wollten sie leben, zunächst neugierig und argwöhnisch betrachtet.

Pater Clemens Dölken, Theologe und Dr. rer. pol., war der Mann der ersten Stunde. Heute ist er nicht nur der beliebte Seelsorger und Betreuer der katholischen Studentengemeinde, sondern auch Direktor des von ihm gegründeten Werks Subsidiaris – Hilfswerk für Kirche und Gesellschaft. Das Haus Ottenbergstraße 15 steht unweit der Universität. Dort ist der Mittelpunkt für ihn und seine Mitbrüder Andreas sowie den 2009 zum Priester geweihten Oliver.

„Mediathek für Kindergarten-Pädagogik, Europäische St. Norbert Stiftung, Dialogforum Kirche – Wirtschaft – Gesellschaft, Fiduziarische Stiftung in Treuhänderschaft

von Subsidiaris – Hilfswerk für Kirche und Gesellschaft e.V., Norbertjahr-Servicestelle“, das alles ist am Eingang zu lesen. Dabei fehlt noch der Name des Norbertus Verlags.

Magdeburg, Landeshauptstadt von Sachsen-Anhalt, zählt unter den 220 000 Einwohnern etwa 10 000 Katholiken und 20 000 evangelische Christen. Einige Kirchen sind entwidmet, so das Gründungskloster der Prämonstratenser, in dem der Landtag kürzlich der Wende gedachte. Aber in goldenen Lettern steht heute an der Außenfront: „Unser Lieben Frauen“. Aus dem wiederaufgebauten Kloster wurde ein Museum, aus der Kirche eine Konzerthalle. Vorn im rechten Querhaus blieb die Grabplatte des heiligen Norbert, das Grab lag wahrscheinlich bei der Krypta.

875 Jahre nach seinem Tod beging Magdeburg das über zwei Jahre angelegte „Norbertjahr“ zu dessen Abschluß auch Ministerpräsident Wolfgang Böhmer kam, um den Prämonstratensern für ihre segensreiche Arbeit zu danken. Spätestens seit dem 6. Juni, dem Namenstag des heiligen Norbert, wissen viele Magdeburger um dessen Bedeutung, und zwar nicht nur durch das im österreichischen Prämonstratenserstift Schlägl gebraute „Norbertbier“, das an den beiden Festtagen beim Klostermarkt ausgeschenkt und im Klosterladen verkauft wurde. Im einstigen Kloster fand auch die offizielle Eröffnung statt, Zukunftsvisionen für ein christliches Europa entwickelte der Ministerpräsident – recht mutig, wenn man bedenkt, daß in seinem Bundesland nur noch 18 Prozent Christen wohnen.

Magdeburg hat mit rund 11 Prozent eine hohe Arbeitslosenzahl. Grund genug für Pater Clemens, getreu dem Wahlspruch des Ordens, „Ad omne opus bonum paratus“ (Zu jedem guten Werk bereit), wenigstens einigen Arbeit zu verschaffen. Die Idee ist originell: Man setzt Langzeitarbeitslose an die Schriftenstände in den Kirchen und verwirklicht damit das Prinzip „Offene Kirchen“.

Dabei ist es nicht verwunderlich, wenn auf religiöse Fragen nur ein ratloses Achselzucken folgt. Religiösen Unterricht haben die Arbeitslosen nicht bekommen, oder er hat nicht gefruchtet.

Die gotische Magdalenenkapelle direkt am Elbufer wurde durch Magistratsbeschluß bereits 1991 Subsidiaris übergeben. Sie dient jetzt als „Trauerort“, wo für Verstorbene gebetet, ihrer gedacht werden kann. Man kann sich nur ins Trauerbuch eintragen oder ein Gespräch vereinbaren. Visionär sieht Clemens hier einen „Frauenort“, eine Beginnengemeinschaft wachsen, eine ökumenische Fraueninstitution. Gleich neben der Kapelle wirken die Prämonstratenser in St. Petri, der Kirche der Hochschulgemeinschaft, und daneben steht das neue Gebäude der Katholischen Studentengemeinde.

Die Mediathek im Erdgeschoß des Hauses Subsidiaris verleiht kostenlos Arbeitsmaterialien – Bücher wie elektronische Unterrichtsmittel an Kindergärtnerinnen und Erzieher. Gute Kinder- und Jugendbücher ergänzen den Bestand. Natürlich hat auch hier wieder eine Langzeitarbeitslose einen Ein-Euro-Job zusätzlich zu Hartz IV gefunden.

Pater Oliver – selbst ehemaliger Georgspfadfinder – hat 2009 eine inzwischen auf dreißig Kinder angewachsene Pfadfindergruppe gegründet. Pater Clemens, der noch keinen Tag bereut hat, nach Magdeburg gegangen zu sein: „Wie zu Norberts Zeiten bedarf es der Umorientierung und auch mancher Umgestaltungen in Kirche und Gesellschaft, um die christliche Botschaft leuchten und nicht verdunkeln zu lassen.“ Leider fehlen die Kräfte, um die einst von Magdeburg aus getätigten Prämonstratenser-Gründungen aufleben zu lassen.

Zum Jubiläumsjahr erschienen der Katalog zur Ausstellung „Norbert – Patron des Bistums Magdeburg“. Mehr unter: info@norbertjahr.eu oder subsidiaris@t-online.de.

Norbert Matern (KK)

Räuberischer Held des Fortschritts

„Traum und Trauma“ der Zeit Napoleons und der würgende und erneuernde Zugriff des Korsen auf Europa, dargestellt in Bonn

Mit einer gewissen Regelmäßigkeit gibt es große historische Ausstellungen über Napoleon. Speyer 1998, Wesel 2007 oder zuletzt 2009 die Schallaburg sind Stationen einer Annäherung. Seine Persönlichkeit und sein Wirken sind nicht einfach darzustellen. Ein Rausch an Aktivität und Aktionismus kennzeichnet das Zeitalter, das mit der Französischen Revolution begann. Napoleon Bonaparte (1769–1821) war ein Kind dieser Epoche, und er trieb die Entwicklung in ganz eigener, unvorhersehbarer Weise voran. Nur 16 Jahre, von 1799 bis 1815, waren ihm als Machtpolitiker von einzigartigem Ausmaß gegeben. Mit der Ausstellung „Napoleon und Europa. Traum und Trauma“ gibt nun die Kunst- und Ausstellungshalle der Bundesrepublik Deutschland in Bonn einen Ein- und Überblick.

Natürlich können und wollen Kuratoren unterschiedliche Vorstellungen und Gesichtspunkte ihrer Thematik vermitteln, wollen Meinungen prägen. Bei Napoleon ist das auch 180 Jahre nach seinem einsamen Tod auf St. Helena nicht einfach. Gegen Ende seiner Herrschaft 1814 stellte der österreichische Staatskanzler Gentz fest, man halte den Franzosen „entweder für einen Halbgott oder für ein Ungeheuer oder allenfalls für beides zugleich“. Es kommt sehr auf den Standpunkt an, von dem er damals und auch heute betrachtet wird. Er schuf einen effizienten Staat. Er sorgte sich um Kommunikationsmittel, vereinheitlichte das Rechtswesen und die Maßeinheiten. Er zerstörte überlieferte Herrschafts- und Machtstrukturen, was besonders durch Aufhebung der geistlichen Staaten auf deutschen

Das brennende Breslau als Fanal: Vincenzo (Vincent) Poiret nach Émile-Jean-Horace Vernet, Einzug Jérôme Bonapartes in Breslau Bilder aus der Ausstellung



Territorien nachhaltig wirkte. Die Zerstörung war ihm Mittel zur Errichtung neuer, von Frankreich abhängiger Staaten. Gerade in Polen wird er darum verehrt, wird das kurzlebige Herzogtum Warschau (1807–1815) verklärt, wobei man diesen Satrapenstaat nicht als Spielball seines raumgreifenden Machtstrebens erkennen will. Um diese europäischen Wechselbeziehungen zu präsentieren, wartet die Ausstellung in der Bundeskunsthalle mit einem sehr vielfältigen Spektrum an Exponaten aus Europa auf.

Napoleons Genie, sein Glück und Scheitern vollzogen sich im Feld. Quer durch Europa war der Korse mit seinen Armeen unterwegs. Immer auf der Suche nach dem nächsten Gegner. Größer war Frankreich nie. Seit dem Mittelalter hatte kein europäisches Reich bestanden, das vom Atlantik bis zum Rhein, von der Elbmündung bis zu den Pyrenäen, vom Ärmelkanal bis zum Tiber reichte. Aber alle abhängigen neuen Königreiche reichten dem selbstgekrönten Kaiser nicht aus. An England und Rußland scheiterte sein Anspruch.

Von der Invasionsflotte, die zur englischen Insel übersetzen sollte, zeigt die Ausstellung illusionäre Projektionen. Von dem fatalen Rußlandfeldzug 1812 allerdings gibt es genügend Zeugnisse. Vom Hilfslazarett im Remter der Marienburg bis zum 2002 aufgedeckten Massengrab in Wilna zeugt eine ganze Bildergalerie von den Leiden der Grande Armée. In Wilna waren die Verwundeten im Winter 1812 schlichtweg erfroren, als die Temperaturen auf minus 39 Grad abstürzten. Im Massengrab wurden auf 6000 Quadratmetern die Überreste von 35000 besonders jungen Soldaten gefunden.

Ob die Präsentation durch Installationen für dieses Leid sensibilisiert? Befremdet betrachten die Besucher die in Seife nachgestellten Einschüsse, die die durch Bleikugeln weit aufgerissenen Wunden belegen, oder den Volltreffer einer Kanonenkugel durch einen namentlich gekennzeichneten Kürass. Im Katalog wird ausführlicher beschrieben,

wie aus Verwundeten Helden wurden. Auf den Schlachtfeldern störten sie nur. Sie mußten liegengelassen werden und durften erst nach dem Ende des Kampfes geborgen, also zu spät betreut und auch dann ungenügend versorgt werden. Viele verwundete Helden beschädigten das „Image“, folglich hat sich Napoleon weder eigener Verwundungen gerühmt noch die anderer wirklich beachtet. Diese Menschenverachtung ließ eine ganze Generation für den unersättlichen Machthunger des Franzosenkaisers verbluten. Die napoleonischen Kriege sollen bis zu fünf Millionen Tote und die doppelte Anzahl an Verwundeten verursacht haben.

Am Ende hatte Napoleon keine Reserven mehr. Das läßt die ausgestellten Bilder siegreicher Einzüge, so seines Bruders Jérôme am 7. Januar 1807 in Breslau, als kurze Episoden erscheinen. Das Gemälde stammt aus Fontainebleau, wo eine ganze Galerie die fremden Siege feiern sollte. Napoleons Hybris steht seiner Eleganz, seinen Visionen entgegen.

Kurz nur währte seine Freude über die Eroberungen, wie sie sich auch in einer Serie großformatiger, als Vasenschmuck vorgesehener Porzellanplaketten aus der Kaiserlichen Porzellanmanufaktur Sèvres zeigt. In dem Tondo ritzen die antikisierend dargestellten Personifikationen von Geschichte und Frieden in eine Marmorsäule die Namen schlesischer Festungen ein. Am längsten war das zuunterst genannte Glogau in französischem Besitz.

Die kürzere Anwesenheit in Breslau, Brieg, Glatz, Schweidnitz und Neisse reichte aus, überall den Hass auf alles Französische derart zu entfachen, daß sich daraus auch in einem bis dahin ruhigen Schlesien die Erhebung der Befreiungskriege speiste. Wenn nun die Fama der Geschichte idealisiert auf der Festung Silberberg sitzt und Kosel auf ihren Schild schreibt, so zeigt dies die falsche Stilisierung im fernen Frankreich. Es waren und sind die scheinbaren Kleinig-

*Monumentalspital:
Adolphe Roehn,
Französisches
Militärlazarett in
Marienburg (im
ehemaligen
Kapitelsaal der
Ritter des Deut-
schen Ordens), wo
die französischen
und russischen
Verwundeten nach
der Schlacht von
Friedland im Juni
1807 versorgt
wurden*



keiten, die auch große Systeme entlarven. Mit erstaunlicher Deutlichkeit wird in Bonn der europäische Kunsttransfer thematisiert, der in Napoleons Gefolge stattfand. Daß Paris zu einem Mekka der Künste und Wissenschaften wurde, sei Ausdruck der „brutalen und massiven Aneignungspolitik Frankreichs“, sei „zum sichtbarsten und spektakulärsten Ausdruck einer ... Aneignungsideologie“ geworden, die man als „die höchste Stufe der Unterwerfung des Kontinents“ und „die völlige Entmündigung der gedächtnislos gemachten Staaten“ zu verstehen habe. Eine solche Bilanz ist das Trauma, das auch Deutschland über den Moment hinaus geblieben ist, das freilich damals über „sich steigernde patriotische Identifizierung“ die Kunstrestitution 1814/1815 brachte.

Verklärung kann es unter solchen Vorzeichen nur dort geben, wo das Träumen ohne Betroffenheit weitergehen konnte, wie bei unseren polnischen Nachbarn. Vielleicht sollte man das Kapitel „Objekte der Begierde. Napoleon und der europäische Kunst- und

Gedächtnisraum“ aber doch in Verbindung mit Polen und insbesondere mit Rußland setzen. Denn nach dem mit der napoleonischen Zeit in vielem unvergleichbaren Schicksalsjahr 1945 wurde deutsches Kulturerbe dort ebenfalls eingesammelt, angeeignet und behalten. Die Ausstellung vermeidet es aus guten Gründen, Napoleon mit anderen Herrschern zu vergleichen, in deren Fußstapfen er sich selber sah oder die sich später mit ihm messen mochten. Wenn solche Aspekte dem Besucher in den Sinn kommen, wenn der programmatische Untertitel zu Assoziationen anregt, dann mag man dies der vielseitigen, gelungenen und gut besuchten Ausstellung eben auch als wichtigen Beitrag zur historisch-politischen Bildung zuschreiben und danken.

Die Ausstellung wird bis zum 25. April 2011 in Bonn, danach im Musée de l'Armée in Paris gezeigt. Der fast 400seitige, gebundene Katalog ist im Prestel-Verlag erschienen und kostet in der Ausstellung 32, im Buchhandel knapp 40 Euro.

Stephan Kaiser (KK)

Kakanisch, balkanisch

Temeswar, die Hauptstadt des Banats, und ihr Register zwischen kultureller Ausstrahlung und exotischem Reiz

Das Thema einer banatschwäbischen Kulturtagung im Haus der Donauschwaben in Sindelfingen am 20. und 21. November lautete „Temeswar – das kulturelle Zentrum der Banater Deutschen“.

Walter Engel führte in das Tagungsthema ein und erklärte zur Hauptaufgabe, über die banatschwäbische Urbanität, die beachtliche Stadtkultur zu berichten, um dem allzu einfachen, einseitigen Bild von der banatschwäbischen Kulturleistung als Urbarmachung von Sumpfgeländen durch den pflügenden Bauern, der sodann blühende Dörfer aufbaut, auch dasjenige einer seit dem 19. Jahrhundert nicht mehr zu übersehenden banatschwäbischen Stadtkultur an die Seite zu stellen. Dabei spielt besonders Temeswar mit seiner deutschen Theatergeschichte, Pressegeschichte, Architekturgeschichte, Musikgeschichte und Literatur eine bedeutende Rolle. Darüber hinaus entwickelte sich auch über die Stadtsprache eine eigene Urbanität. Temeswar gelang es, die Anbindung an den deutschen

Sprachraum bis hin nach Wien, München und Stuttgart herzustellen.

Dieser Einleitung schloß sich der erste Vortrag von Hans-Heinrich Rieser aus Hechingen an: „Die Banater Hauptstadt Temeswar – ein Spielball der machtpolitischen Ereignisse in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts“. Temeswar hat bis zum Ersten Weltkrieg innerhalb der Habsburger Monarchie seine Beziehungen vor allem in den Westen, nach Wien, Budapest und generell Mitteleuropa ausweiten können. Allerdings wurde in Temeswar nach dem Ausgleich zwischen Österreich und Ungarn von 1867, der Entstehung der Habsburger Doppelmonarchie, als das Banat mit Siebenbürgen in die ungarische Reichshälfte fiel, der Magyarisierungsdruck immer stärker.

Nach dem Ersten Weltkrieg kam Temeswar zu Rumänien und richtete sich nun nach dem Osten aus. Dessen Mentalität war ihm zwar beiläufig bekannt, aber bei weitem nicht vertraut. 1930 lagen die Bevölkerungsgruppen der Deutschen, Ungarn und Rumänen etwa



Der Domplatz bietet nicht nur dem Dom Platz, sondern auch der eigentümlichen Anmutung habsburgisch geprägter Urbanität

Bild: Archiv

gleich bei jeweils 30 Prozent. Auch im Zweiten Weltkrieg blieb Temeswar weitgehend verschont, mußte aber dem Westen wieder den Rücken kehren und diesmal sogar starr nach Osten schauen, denn selbst innerhalb des Ostblocks wurde Temeswar durch Titos Abfall und die ungarische 1956er Revolution zusätzlich isoliert.

Josef Wolf vom Donauschwäbischen Institut aus Tübingen setzte diese Gedankengänge fort in seinem Referat „Temeswar nach dem Ersten Weltkrieg: Minderheitenpolitische Identitätsbildung und städtischer Alltag“. Vor allem die Rivalität zwischen Rumänen und Serben um die Beherrschung des Banats wußte er anschaulich zu schildern. Auf die deutsche Schulbildung und die Lehrerebildungsanstalt „Banatia“ richtete er ein besonderes Augenmerk.

Recht viel Kurioses und Amüsantes bot das Referat von Hans Fink, „Klar wie Bega Wasser, alt wie die Domkirche. Das Temeswarer Umgangssdeutsch als Sprachform zwischen ‚Herrisch‘ und ‚Schwowisch‘“ (bäuerisch). Die Temeswarer Umgangssprache ist größtenteils südbayerischer Herkunft, wurde aber durch ständige Zuwanderung laufend gemischt. Die Kontakte zum binnendeutschen Sprachraum bis nach Österreich und der Schweiz sind nicht nur nie abgebrochen, sondern in der Regel lebendig genutzt worden. Die Lehrer verwendeten zeitweise österreichische Lehrbücher.

Dem Vortrag von Hans Fink schloß sich das Referat von Franz Metz, einem der besten Kenner der Musikgeschichte Südosteuropas, an: „Zum traditionsreichen Musikleben der Banater Hauptstadt vor und nach dem Ersten Weltkrieg“. Temeswar lag im Knotenpunkt europäischer Musikerrouten zwischen Wien und Kiew, zwischen Berlin und Istanbul und bot so vielen bekannten Musikern wie Franz Liszt und Johann Strauss die Gelegenheit, Halt zu machen und eine schöpferische Pause einzulegen, d.h. vor Ort zwanglos zu musizieren. Temeswar wurde über seine zahlreichen Gesang- und Musik-

vereine auch zur Stadt bekannter Instrumentenbauer.

Hans Dama präsentierte sodann das von ihm und Erwin Josef Tigla in Rumänien im Verlag Banatul Montan in Reschitza/Resita 2010 herausgegebene Drama „Die Feuerkrone. Dózsas Kampf und Verklärung“ von Rudolf Hollinger über den ungarischen Führer eines siebenbürgischen, rumänisch-ungarischen Bauernheeres, der für die Ungarn, aber auch die Rumänen von historischem Interesse ist. Die zweite Buchpräsentation galt der illustrierten Geschichte der Banater Diözese von Bischof Martin Roos, initiiert und herausgegeben als „Erbe und Auftrag“. Insgesamt sind zehn Bände geplant. Diesmal wurde der Band vom Barock bis zur Revolution vorgestellt. Schließlich wurde noch das Lebenswerk des Temeswarer Bürgermeisters Josef Geml präsentiert, „Alttemeswar (1870)“, erschienen 1927, das Josef Tonta neu aufgelegt hat und in dem der Wandel von einer Provinzstadt zu einer Kulturstadt dokumentiert wird mit ernstem Wissen, das mit heiteren Reminiszenzen aufgelockert wird. Die zahlreichen historischen Ansichtskarten sind eine wahre Augenweide.

Das von Franz Metz moderierte Abendkonzert fand großen Anklang, zumal nicht versäumt wurde, Temeswar als Klein-Wien an der Bega mit den entsprechenden Melodien, „Grüß mir mein Wien“ aus der Operette „Gräfin Maritza“ von Emmerich Kalman und „Wien, du Stadt meiner Träume“ von Rudolf Siczynski, assoziativ zu beschwören.

Der zweite Veranstaltungstag war Rudolf Hollinger anlässlich seines 100. Geburtstages mit gleich zwei Vorträgen gewidmet. Hans Dama gelang es unter dem Titel „Am schönsten ist der Sang der Nachtigall bei Fährnis“, ein Bild dieses in fast demütiger Bescheidenheit wirkenden Lyrikers und Literaturhistorikers zu entwerfen. In fast zwei Jahrzehnten innerer Emigration hat Hollinger in 22 Bänden in den 50er und 60er Jahren eine Geschichte der deutschen Literatur von

den Anfängen bis zur Gegenwart ausgearbeitet und zunächst in der Schublade verwahrt. Auch dank Hans Damas ist heute ein großer Teil davon im Wiener Staatsarchiv und in der Wiener Zentralbibliothek untergebracht.

Walter Engel sprach über „Temeswar und das Banat – Motive in der Dichtung von Rudolf Hollinger“. Hollinger war nach Walter Engel vor allem geprägt von den Vorbildern Stefan George, Hugo von Hofmannsthal und Rainer Maria Rilke. Rudolf Hollinger ist ein Meister des schmückenden Beiwortes, das der moderne Lyriker meist tunlichst vermeidet oder aufs äußerste reduziert. Archaisches Wortgut taucht bei ihm auf, und eine altertümliche Feierlichkeit der Sprache weht den Leser an aus einer Zeit, wo noch das lyrische Zauberwort gesprochen werden konnte.

Den letzten Vortrag hielt Swantje Volkmann, Referentin für Südosteuropa am Donauschwäbischen Zentralmuseum Ulm, über „Kirchen und Konfessionen in der Hauptstadt des Banates“. Für sie sind Kirchen

steingewordener Glaube, klerikale Kunstschätze und einzigartige Kulturdenkmäler. Gerade das Banat, multiethnisch und multikulturell seit der Antike, ist eine reichhaltige Schatzkammer sakraler Bauwerke. Im Banat wurden die osmanischen Bauten leider abgerissen, während sie in Ungarn in der Schwäbischen Türkei erhalten blieben, so die imposante Moschee in Fünfkirchen/Pécs, der Kulturhauptstadt letzten Jahres. Beeindruckend ist in Temeswar die römisch-katholische Millenniumskirche. Die 1899 erichtete Synagoge im Temeswarer Stadtteil Fabrikstadt ist eine der schönsten der ehemaligen Habsburger Monarchie. Nach 1989, nach dem Umbruch, gibt es noch einmal einen Aufschwung und vor allem eine Stärkung des Bewußtseins für die Einzigartigkeit dieser wunderbaren sakralen Kulturdenkmäler.

So endete das letzte Referat der Tagung mit einem besinnlichen Schlußpunkt, der in die anschließende Diskussion mündete, die noch einige willkommene Ergänzungen brachte.

Ingmar Brantsch (KK)

Wie Gott in Polen

Der Nachbar lädt in Berlin zum Genießen – und Überlegen

Polen ist Stammgast bei der Internationalen Grünen Woche. Seit 25 Jahren präsentiert das Land seine kulinarischen Leckerbissen in Berlin. In diesem Jahr war Polen sogar das offizielle Partnerland. Die Grüne Woche ist ein großer Publikumsmagnet und bietet daher eine einmalige Chance, viele Verbraucher anzusprechen. Rund 400 000 Besucher schmecken und schlemmen sich an zehn Tagen durch die Ausstellungshallen der weltgrößten Messe für Ernährung, Landwirtschaft und Gartenbau.

Die Eröffnungsfeier begann ganz ruhig mit einem klassischen Klavierstück. Kurz darauf

kam der Gesang hinzu: „Der Wunsch“ von Frédéric Chopin. Dann steigerte sich die Vorführung zu einer modernen Show. Mit „Rock Loves Chopin“ hatte das diesjährige Partnerland Polen „eine außergewöhnliche Entdeckungsreise auf den Spuren eines musikalischen Genies“ im Bühnenprogramm angekündigt. Überraschend modern zeigte sich Polen bei der Eröffnungsfeier der Internationalen Grünen Woche. Genauso zeigte es sich den Besuchern in Halle 11.2. Mit Fleisch, Fisch oder Milchprodukten präsentierten über 80 Aussteller aus allen Landesregionen typische und ungewöhnliche Spezialitäten.

Landwirtschaft ist Hegen und Pflegen, aber auch Beschneiden und Begrenzen. Das wird um so deutlicher, je ursprünglicher, vulgo östlicher sie ist: Christian Fritz, Goldener Käfig

Bild:
Künstlergilde



Die berühmte Gans schmeckt das ganze Jahr über und kann auf verschiedene Weise zubereitet werden. Der polnische Weißkäse ist eine Rarität, eine Art harter Quark, neutral im Geschmack, der gerade deswegen zu allen Speisen paßt. Als Neuheit wurde unter anderem polnisches Bier aus kleinen regionalen Gemeinden gezapft, besonders frisch und gebraut mit Wasser aus kristallklaren Quellen.

Abwechslungsreich und interessant: Polen ist zum 25. Mal in Folge in Berlin dabei. Es wird also die Silberhochzeit gefeiert. Marek Sawicki ist Minister für Landwirtschaft und ländliche Entwicklung. Er hatte konkrete Pläne für die Messe: „Wir wollen uns näher kennenlernen und polnische Produkte, polnische Küche und polnische Folklore präsentieren. Für die Zukunft erhoffe ich mir eine größere Präsenz der polnischen Produkte auf dem deutschen Markt, wobei ich jetzt schon mit dem wirtschaftlichen Austausch mit Deutschland zufrieden bin.“ Die polnische Landwirtschaft sei modern und mit der deutschen vergleichbar, meint Minister Sawicki. Gleichzeitig konnte man die polnischen Regionen kennenlernen. Das Ermland und Masuren waren zum ersten Mal bei der Grünen Woche dabei. Diese Region ist die erste in Polen gewesen, die das Zeichen des

Europäischen Netzwerks des kulinarischen Regionalerbes erhielt und für regionale Produkte weiter vergeben darf. Das im Patentamt im spanischen Alicante registrierte Logo zeichnet qualitativ hochwertige Lebensmittel aus. Dazu Igor Hutnikiewicz, der Direktor des Ermlandisch-Masurischen Amtes für Qualität und regionale Marken: „Es ist ein Zeichen für den Verbraucher, daß er in jenen Läden oder Bauernhöfen oder Restaurants Lebensmittel erhält, die aus natürlichen Rohstoffen und aus seiner Region stammen und traditionell verarbeitet wurden. Es sind also keine modifizierten Industrieliebmittel aus irgendeiner Ecke der Welt.“

Die Grüne Woche ist nicht nur ein Publikumsmagnet, sondern auch ein bedeutendes politisches Forum. In diesem Jahr ging es dabei um wichtige Fragen der Zukunft. Bereits zum dritten Mal fand der Gipfel der Agrarminister statt. Diesmal diskutierten mehr als fünfzig Minister aus aller Welt über die Möglichkeiten, die wachsende Weltbevölkerung in Zukunft mit Lebensmitteln zu versorgen. Die Bundesministerin für Ernährung, Landwirtschaft und Verbraucherschutz, Ilse Aigner, sprach die dringenden Probleme aus: „Bei der weltweiten Grundversorgung spitzt sich die Lage zu. Die Welt verbraucht zur Zeit mehr Weizen und auch

mehr Mais, als sie produzieren kann. Verschärft wird die Lage durch dramatische Ernteauffälle in mehreren Weltregionen und durch zunehmende Spekulationen auf den Agrarmärkten.“ Die Weltbevölkerung werde bis zum Jahr 2050 auf neun Milliarden Menschen anwachsen, und das stelle die Landwirtschaft vor sehr große Herausforderungen, unterstrich Aigner. Damit alle Menschen ernährt werden können, muß die weltweite Produktion von Getreide bis 2050 um 70 Prozent gesteigert werden.

Auch das Thema Subventionen wurde angesprochen. Der Rumäne Dacian Cioloş ist EU-Kommissar für Landwirtschaft und ländliche Entwicklung: „Die Kommission will nicht weniger, sondern gezieltere Subventionen, um damit Anreize für die Bauern zu schaf-

fen, sich weiterzuentwickeln, sich dauerhaft in die richtige Richtung zu entwickeln.“ Polens Landwirtschaftsminister Marek Sawicki hat ein eigenes Konzept für die Verteilung des Geldes: „Der Haushalt in der gemeinsamen Agrarpolitik sollte anders aufgeteilt werden. Wir sollten kein Geld auszahlen nur dafür, daß jemand Bauer ist. Mehr Geld sollte man für die Landwirte ausgeben, die in ihren Betrieben neue Technologien einführen und die Forschung nutzen wollen.“ Man solle der europäischen Landwirtschaft eine Chance für die Produktionsentwicklung geben, um die Herausforderungen in der Welt bewältigen zu können. Europa dürfe sich nicht auf seinen eignen Markt beschränken, so Sawicki.

Arkadiusz Luba (KK)

Multieuropäerin

Zuzana Finger, Heimatpflegerin der Sudetendeutschen, ist zwischen Blöcken und Vaterländern nicht zerrieben worden, sondern gewachsen

„Im Grunde trauere ich immer noch dem Habsburgerreich nach“, gab die dunkelhaarige Frau im Trachtenjanker auf dem Podium zu. „Die vielen Völker lebten damals vereint unter dem gemeinsamen Dach der Monarchie, und der Untergang hat erst 1914 begonnen“, sagte die Rednerin zum Beifall der großen Zuhörerschaft. Gast im Erzählcafé im Haus des Deutschen Ostens (HDO) in München war die Heimatpflegerin der Sudetendeutschen, Zuzana Finger. Sie ist seit Juni in diesem Amt tätig. Zu ihrem Leben und ihren Aufgaben befragte sie die Rundfunkjournalistin Renate von Walter. Viele Fragen waren allerdings nicht nötig.

Die gebürtige Slowakin erzählte munter und freimütig: „Geboren wurde ich in Sala, einem Ort östlich von Preßburg im Länderdreieck zwischen der damaligen Tschechoslowakei, Ungarn und Österreich. Ich wuchs so in einer multikulturellen Umgebung auf, die von den Folgen der Vertreibung der deutschen

und ungarischen Bevölkerung gezeichnet war und ist.“ So sei ihr Leben von Anfang an von der „Grenzsituation und Mehrsprachigkeit“ gekennzeichnet gewesen. Neben Slowakisch, Tschechisch und Ungarisch lernte sie auch Deutsch und ging Anfang der achtziger Jahre zum Studium der Germanistik und Anglistik nach Ostberlin. Dort begegnete sie ihrem späteren Ehemann Peter Finger, dessen Eltern vertriebene Sudetendeutsche waren. „Die Vertreibung war in der DDR ein absolutes Tabuthema, schließlich war die Tschechoslowakei ein ‚sozialistisches Bruderland‘“, so Finger. Im privaten Bereich habe jedoch ihr späterer Schwiegervater von seiner Herkunft aus dem Adlergebirge erzählt. Auch die Schwiegermutter habe von ihrer Heimatstadt Reichenberg und einem Prag-Aufenthalt als junges Mädchen berichtet.

Das junge Studentenpaar gehörte zu einer oppositionellen Gruppe in Prenzlauer Berg.



Zu pflegen sind nicht Versatzstücke, sondern Inhalte: Zuzana Finger (l.) und Mitstreiterin
Bild: Sudetendeutsches Haus

„Wir wurden beobachtet von der Stasi, und schließlich wurde Peter verhaftet. Ich verlor mein Stipendium und mußte zurück in die Slowakei“, berichtete Zuzana Finger. Peter Finger sei später von der Bundesrepublik Deutschland freigekauft worden. So sei sie 1983 in die Bundesrepublik Deutschland gekommen und habe an der Freien Universität Berlin Slawistik und Balkanologie, eine mittlerweile abgeschaffte Fachrichtung, studiert. Beeinflußt habe sie damals besonders Professor Norbert Reiter, ein Oberschlesier. Er habe sie ermutigt, zur Feldforschung in ihre Heimatstadt Sala zu reisen, und sie dann begleitet bei der Abfassung ihrer Doktorarbeit, „Die slowakisch-ungarische Kommunikationsgemeinschaft: Eine Fallstudie“, die 2000 als Buch erschien. Ihr Mann Peter, dessen vorhergehendes Studium wie das ihre im Westen nicht anerkannt worden sei, habe Medizin studiert.

„Und nach dem Studium?“ fragte die Moderatorin, die wie das Publikum nur staunen konnte über den „wechselvollen“ Werdegang der vielsprachigen Akademikerin,

die sich von Albanisch über Tschechisch und Slowakisch bis hin zu Ungarisch in fast allen Sprachen Mittel- und Ostmitteleuropas bis hin zum Balkan verständigen kann. „In meinem Berufsleben danach habe ich immer sehr viel mit Flüchtlingen und Vertreibungsoptionen zu tun gehabt.“ 1999 ging Zuzana Finger, die auch Albanologin ist und das „Lehrbuch der vereinheitlichten albanischen Schriftsprache“ herausgegeben hat, als Lektorin für den DAAD nach Kosovo und lehrte Germanistik an der Universität Pristina. Ihr nächster Einsatzort bis 2003 war Montenegro.

Danach kam sie, wie beim DAAD meist nach fünf Jahren Auslandsaufenthalt üblich, nach Deutschland zurück. „Und zurück zu den Sudetendeutschen, wo Sie jetzt arbeiten“, erinnerte Renate von Walter und wollte mehr über ihre Tätigkeit als Heimatpflegerin wissen. „Als Sudetendeutsche haben Sie ein wundervolles Kulturerbe bekommen, das müssen wir gemeinsam pflegen und schützen“, wandte sich Zuzana Finger an die Gäste. Am Herzen liege ihr das „liebevolle Aufbewahren und Weitergeben des Kulturgutes im Sinne großer Geistes- und Herzensbildung“.

Dabei setze sie besonders auf die Jugend: Mit Interesse verfolge sie die Einsätze der Sudetendeutschen Jugend, der Egerlandjugend und der Jungen Aktion der Ackermann-Gemeinde. Gerade in den verwüsteten Gegenden in Grenznähe sei Wiederaufbau immer noch nötig. Daher halte sie, so Finger, auch die grenzüberschreitenden Aktivitäten der Sudetendeutschen beispielsweise bei Renovierungen oder der Denkmalpflege und in Begegnungsstätten für vorbildlich. All dies müsse in zunehmendem Maße auch gemeinsam mit den Tschechen geleistet werden. Ihre zukünftigen Aufgaben sehe sie im Organisieren von Begegnungen und Aktionen wie Vorträgen, Konzerten, Lesungen und heimatlichen Treffen. Sie werde sich um die Trachtenpflege kümmern und Publikationen vorstellen.

Susanne Habel (KK)

Als Naturschutz noch nicht natürlich war

Vor 100 Jahren institutionalisierte ihn Hugo Conwentz in Preußen

Vor 100 Jahren, am 3. Februar 1911, wurde in der Schöneberger Grunewaldstraße 6/7, im vormaligen Botanischen Museum, die „Staatliche Stelle für Naturdenkmalpflege“ in Preußen von ihrem Direktor Professor Dr. Hugo Conwentz eröffnet. (Hier ist heute das Kunstamt Tempelhof-Schöneberg untergebracht.) Bereits am 22. Oktober 1906 war Hugo Conwentz zum Staatlichen Kommissar für Naturdenkmalpflege in Preußen, Dienstsitz Danzig, ernannt worden, am 1. April 1910 wurde er Hauptamtlicher Direktor der Staatlichen Stelle für Naturdenkmalpflege in Preußen und Geheimer Regierungsrat.

Zu der schlichten Eröffnungsfeier waren zahlreiche Vertreter preußischer Ministerien (u. a. Ministerialdirektor Schmidt-Ott), von Universitäten und wissenschaftlichen Instituten wie der große Botaniker Engler und der Direktor am Museum für Völkerkunde, Suchhardt, sowie Fürst Wilhelm von Hohenzollern, ein Freund des Naturschutzes mit Maßnahmen in der Schwäbischen Alb, erschienen.

Hugo Conwentz, geboren am 20. Januar 1855 in St. Albrecht bei Danzig als Sohn eines Kohlenhändlers und Mennoniten, gestorben am 12. Mai 1922 in Berlin, gilt als Begründer des deutschen und europäischen Naturschutzes. Er studierte in Breslau (Dissertation „Über die versteinten Hölzer aus dem norddeutschen Diluvium“), wurde dort Assistent und bereits 1880 Direktor des Westpreußischen Provinzialmuseums in Danzig. Auf seinen Reisen zwischen Skandinavien und Kaukasus sammelte er Erfahrungen und Material für seine zahlreichen Publikationen zur Paläobotanik und zum Naturschutz (z. B. „Monographie der baltischen Bernsteinbäume“, „Die Eibe in Westpreußen“, „Forstbotanisches Merkbuch“ usw.). Für den Naturschutz von größter Be-



Hugo Conwentz

Bild: Archiv

deutung wurde die im ministeriellen Auftrag verfaßte Denkschrift „Die Gefährdung der Naturdenkmäler und Vorschläge zu ihrer Erhaltung“ (1904). Diese Denkschrift bewirkte die Institutionalisierung des Naturschutzes in Preußen.

Hugo Conwentz nahm an zahlreichen nationalen und internationalen Kongressen in leitender Rolle teil, initiierte und verfaßte weitere Publikationen und baute den staatlichen Naturschutz im Deutschen Reich weiter aus. Seiner schwedischen Frau Greta verdanken wir die umfassende Bibliographie seiner Schriften (1923).

Zahlreiche in- und ausländische Orden wurden ihm zu Lebzeiten verliehen. 1986 hat der Bundesverband Beruflicher Naturschutz (BBN) aus Anlaß des 80. Jahrestages der Gründung der Staatlichen Stelle für Naturdenkmalpflege in Preußen die Hugo-Conwentz-Medaille für besonders engagiertes Eintreten für den Naturschutz und dessen Weiterentwicklung gestiftet. Diese Medaille wurde seither alle zwei Jahre verliehen.

Reinhard M. W. Hanke (KK)

Erklärung donauschwäbischer Einrichtungen zu Tito

Mit Befremden nahmen die Landsmannschaft der Donauschwaben und die Donauschwäbische Kulturstiftung zur Kenntnis, dass der einstige jugoslawische Staatschef Josip Broz Tito noch immer als Träger des höchsten deutschen Ordens, der Sonderstufe des Großkreuzes, geführt wird. Deshalb hat der Bundesverband der Landsmannschaft der Donauschwaben gemeinsam mit der Donauschwäbischen Kulturstiftung bei Bundespräsident Christian Wulff im Januar 2011 den Antrag gestellt, diese Auszeichnung posthum abzuerkennen.

Mit Partisanenführer Tito an der Spitze beschloss der „Antifaschistische Rat der Volksbefreiung Jugoslawiens“ (AVNOJ) bereits im November 1944, den Deutschen kollektiv die Bürgerrechte abzuerkennen und sie zu enteignen. Etwa die Hälfte der Donauschwaben konnte sich durch Flucht

dem Zugriff der Roten Armee und den unmittelbar nachfolgenden Partisanen entziehen. Die 200 000 Heimatverbliebenen jedoch fielen in die Hände der Tito-Partisanen, wurden aus ihren Häusern vertrieben und in Massenlager eingewiesen. Allein in den von Herbst 1944 bis März 1948 betriebenen Lagern mussten über 50 000 donauschwäbische Zivilisten ihr Leben lassen – vornehmlich Kinder, Frauen und Greise.

In einer Zeit, in der auf dem Gebiet des ehemaligen Jugoslawiens ständig neue Massengräber mit Opfern des Tito-Regimes auftauchen, halten es Landsmannschaft und Kulturstiftung für dringend angebracht, die Tito verliehene Auszeichnung posthum abzuerkennen. Dem kommunistischen Diktator war die Ehrung 1974 im Rahmen eines mehrtägigen Staatsbesuches in der Bundesrepublik von Bundespräsident Gustav Heinemann zuteil geworden. (KK)

Rücktritt des Fünfkirchener Bischofs Michael Mayer

Papst Benedikt XVI. hat das Rücktrittsgesuch des Fünfkirchner Bischofs Michael Mayer angenommen. Dies bestätigte das Pressereferat der Ungarischen Katholischen Bischofskonferenz. Den Rücktritt begründete der Fünfkirchner Bischof mit Canon 401, Paragraph 2 des Kirchengesetzes, der den offiziellen Rücktritt aufgrund persönlicher Beweggründe (schwere Krankheit oder eine andere ernsthafte Ursache) innerkirchlich regelt.

Der Papst hat für das Interregnum den Bischof von Steinamanger, András Veres, zum Fünfkirchner Bischof bestimmt. In einigen Monaten kann der neue Bischof ernannt werden: In so einem Fall sammelt der päpstliche Nuntius in Ungarn Informationen über die möglichen Kandidaten, die Entschei-

dung liegt beim Papst und bei der bischöflichen Kongregation. Michael Mayer behält seinen Bischofstitel, er wird pensioniert. Er bekleidet seine Funktionen in der Bischofskonferenz auch nicht mehr.

Michael Mayer hatte seit November 1989 das Fünfkirchner bischöfliche Amt inne. Seit Oktober 2010 läuft ein Ermittlungsverfahren im Bischofssitz wegen wirtschaftlichem, finanziellem und sexuellem Mißbrauch gegen Unbekannt. Die Staatsanwaltschaft des Branauer Komitats hat die Ermittlungen angeordnet. Zur Zeit ermittelt das Polizeipräsidium des Komitats Schomodei, da sich die Branauer Polizisten wegen der guten Kontakte zum Bistum auf Befangenheit berufen haben. (KK)

Bücher und Medien

Kursbuch der Liebe

Alfons Nossol: Glück in der Liebe. Rückblick auf mein Leben. Hg. Krzysztof Zyzik und Krzysztof Ogiolda. Aus dem Polnischen von Winfried Lipscher. Eos Klosterverlag, St. Ottilien 2010. 222 S., 19,80 Euro

Dieses ungewöhnliche Buch bietet Antworten auf Fragen und Sehnsüchte vieler Menschen, besonders junger, die auf der Suche nach dem Sinn des Lebens sind und meinen, bei den christlichen Kirchen finde man heute keine brauchbaren Antworten mehr, das Christentum sei antiquiert und altersmüde. Das widerlegt Alfons Nossol, Erzbischof von Opoln, mit seinem autobiographischen Bekenntnis. Der kirchliche Würdenträger beweist mit diesem Buch, daß der Glaube an Gott und eine feste Verankerung im Christentum das Wunder eines glücklichen Lebens bewirken können. Es lohnt sich also, die Stationen dieses nicht alltäglichen Werdegangs nachzuvollziehen. Wie ist er so geworden? Danach fragen die beiden polnisch schreibenden Journalisten schlesischer Herkunft, Krzysztof Zyzik und Krzysztof Ogiolda.

Entstanden ist der Rückblick auf ein Leben, das unter Entbehnungen, bewußtem Entsagen und der Hinwendung zum Mitmenschen zu einer realisierten Utopie eines besseren Menschseins wurde. Der Priester und spätere verdienstvolle Erzbischof hat sein Leben den Erfordernissen der katholischen Kirche unterworfen und – wie er zu Protokoll gibt – nach einer von der Kirche postulierten Gotteskindschaft gestrebt.

Das Leben dieses Mannes ist zumindest auf zwei Ebenen beachtenswert. Zum einen als Weg aus bescheidenen Verhältnissen zum weltweit geachteten Wissenschaftler und zu

hohen Würden in der Kirche, zum anderen als erfolgreiches Wirken eines Schlesiens in der Vermittlung zwischen Deutschen und Polen unter dem Leitmotiv der Versöhnung in Wahrheit und Liebe.

Alfons Nossol, geboren 1932, gehört der Gruppe der Autochthonen an, wie die Polen die im Land verbliebene ansässige Bevölkerung nennen, und wuchs in der spannungsgeladenen Nachkriegsatmosphäre der Volksrepublik Polen auf. Seine Eltern waren bescheidene Häusler in einem kleinen Dorf in der Nähe von Krappitz bei Opoln, sein Vater Arbeiter, der sein Geld auswärts verdiente, in Hamburg und später im oberschlesischen Beuthen. Man sprach Deutsch und den slawischen Dialekt. Für die Erziehung der acht Kinder war die Mutter zuständig, für religiöse Impulse die Großmutter. Die Frömmigkeit dieser Familie unterschied sich nicht wesentlich von der anderer Familien im Dorf, außer daß alle Brüder als Ministranten dienten. Das bescheidene Familienleben bot im Rahmen der christlichen Rituale archaische Geborgenheit.

Der heute emeritierte Erzbischof beschreibt sein Elternhaus voller Liebe und Dankbarkeit. Der Vater bestellte einen besonders großen Tisch, an dem alle Platz hatten. Jedes Kind hatte seine Aufgabe. Der zukünftige Erzbischof war verantwortlich für das Schuhwerk der ganzen Familie, das für den sonntäglichen Kirchgang auf Hochglanz poliert werden mußte. Es war nicht viel Arbeit, kommentiert er – es hatte jeder nur ein Paar Schuhe. Alle Geschwister nahmen im späteren Leben den Weg, der ihnen von ihrer Herkunft vorgezeichnet war. Die Eltern akzeptierten die Entscheidung dieses einen, das Priesterseminar zu besuchen.

Hart, aber nicht freudlos war das Leben im Seminar in Neisse. Um den Preis, lernen zu

dürfen, ertrug man das ständige Zusammen-
sein mit fünfzehn anderen Zöglingen in ei-
nem Raum, karges Essen und harte Diszi-
plin. Den Alumnen wurde nicht verschwie-
gen, daß sie unter den gegebenen politischen
Umständen auch den Tod für den Glauben
ins Auge fassen mußten. Dafür gab es wie-
derum Festigkeit im Glauben und die Chan-
ce, spirituell zu wachsen. Die Alumnen wur-
den streng gehalten, aber liebevoll betreut.
Der begabte Absolvent Nossol wurde an die
Universität Lublin geschickt. Die Priester-
weihe, die ihn zum mönchischen Entsagen
verpflichtete, ermöglichte ihm, sich auf das
Wissenschaftliche zu konzentrieren.

Nossol, sehr bald Professor, gilt weltweit
als Kapazität der Ökumene. Während einer
Gastprofessur in Mainz wurde er zum Bi-
schof von Oppeln berufen (1977). Nossol
wehrte sich gegen die Festlegung auf dies-
es verantwortungsvolle Dienamt, die wis-
senschaftliche Tätigkeit war ihm lieber, doch
er beugte sich.

Der Kirche in Polen ging es darum, den Exo-
dus der einheimischen Bevölkerung aufzu-
halten, weil viele der Auswanderer in
Deutschland den Kontakt zu Kirche verlo-
ren. Man nahm an, der prominente Auto-
chthone, der seit seiner Studienzeit mit Karol
Wojtyla befreundet war, werde die richtige
Sprache finden, die Einheimischen und die
zugewanderten Polen zu versöhnen.

Die große Chance des in beiden Kulturen
beheimateten Kirchenmannes kam mit der
Wende 1989. Er war Initiator und Organisator
der Begegnung des deutschen und des
polnischen Regierungschefs, drei Tage nach
dem Fall der Berliner Mauer am 10. Novem-
ber 1989 zelebrierte er vor der Kulisse des
ehemaligen Schlosses der Familie Moltke
in Kreisau den Versöhnungsgottesdienst.
Dazu gehörte in diesem hochexplosiven hi-
storischen Moment Mut. Der immer noch
funktionierende Geheimdienst der totalitä-
ren Volksrepublik zeigte unmißverständlich
Präsenz. Nach dem Wunsch des Bischofs
hätte die Begegnung in seiner Diözese am

heiligen Berg der Oberschlesier, dem St.
Annaberg, stattfinden sollen, womit die pol-
nische Seite nicht einverstanden war. In
Kreisau fand man einen ebenso symboli-
schen wie würdigen Ort.

Über dem Platz, auf dem sich die Gläubigen
versammelten, unter ihnen eine mit Bussen
angereiste zahlreiche Vertretung der deut-
schen Minderheit, stand in deutscher und
polnischer Sprache „Selig, die Frieden stif-
ten“. Nach dem lateinisch gesungenen „Va-
terunser“ folgte wie üblich der Friedensgruß
mit der Aufforderung: „Gebt einander ein
Zeichen der Liebe.“ In diesem Moment reich-
ten sich Kohl und Mazowiecki die Hände und
tauschten den Bruderkuß. Dieses Bild unter
der Statue der heiligen Hedwig, der Patro-
nin und Landesmutter der Schlesier und fort-
ab auch Patronin der deutsch-polnischen
Versöhnung, ging um die Welt. Drei Tage
nach dem Mauerfall ging von Kreisau ein
Zeichen der Versöhnung aus zwischen
Deutschland und Polen, zwischen Ost und
West. Ein neues Kapitel der deutsch-polni-
schen Beziehungen wurde aufgeschlagen,
das zur endgültigen Festschreibung der
deutsch-polnischen Grenze, zum Beitritt
Polens zur Nato und 15 Jahre später zur
Mitgliedschaft Polens und der anderen ost-
mitteleuropäischen Staaten in der EU füh-
ren sollte, schreibt der Augenzeuge Bern-
hard Vogel in seiner Einführung zum nun-
mehr auch in deutscher Sprache vorliegen-
den biographischen Interview.

Der Erzbischof, ein Freund des früheren
polnischen wie auch des heutigen deutschen
Papstes, fühlt sich seiner schlesischen Hei-
mat mit ihrer bewegten Geschichte und
konfliktreichen Gegenwart auf besondere
Weise verbunden, er sah es stets als seine
Pflicht an, ethnische Ungleichheiten im Land
zu glätten und Konflikte zu verhindern. Zu
seinen Verdiensten zählt die Wiedereinfüh-
rung des deutschen Gottesdienstes in der
Region – nach einem halben Jahrhundert
des Verbots.

Nossols besondere Verehrung gilt der Lan-

despatronin, der heiligen Hedwig, der deutschen Fürstentochter, die einen polnischen Piasten geheiratet hatte, mit ihm Schlesien besiedelte und so an das christliche Europa heranführte. Nach seinen Worten ist Schlesien mit seiner deutsch-slawischen Bevölkerung das Land des denkenden Herzens und des liebenden Verstandes, ein weltoffenes Land.

Nossols großes Werk wurde die Gründung der Universität in Oppeln. Seinem Engagement, seiner freundlichen Klugheit und Geistesgegenwart in den Verhandlungen wie auch der Unterstützung des Papstes Johannes Paul II. ist es zu verdanken, daß die Warschauer Behörden ihre Einwilligung gaben. Der Erzbischof fand die Universität für diese Region lebenswichtig. Die Rolle, die sie seither spielt, gab ihm recht. Wenn man noch bedenkt, wie oft der Erzbischof seine prominenten Beziehungen außerdem zum Wohl seines Umfelds nutzte, daß er sich um eine moderne medizinische Ausrüstung der Krankenhäuser im Oppelner Land kümmerte, ein Sanatorium – Kneipp-Kurzentrum – errichten und das Schloß Groß Stein restaurieren ließ, zudem das Wirken der Caritas im Lande förderte, die nicht nur Bedürftige und eine Einrichtung für unfreiwillig schwangere Minderjährige betreut, sondern auch eine deutsch-polnische Bibliothek mit Bibliotheken betreibt, wundert man sich nicht über die zahlreichen deutschen, polnischen und schlesischen Ehrungen, Auszeichnungen und Preise, die sein Wirken würdigen. Der schlesische Kirchenmann wandelt auf den Spuren seiner Patronin, der heiligen Hedwig von Schlesien.

Wie nebenbei erwähnt der rastlos Tätige seine stillen mystischen Erlebnisse, spricht über Orte, wo die Seele hoch emporsteigt. Das Lächeln des charismatischen Erzbischofs auf dem Umschlag des Buches ist authentisch – so tritt er den Menschen entgegen. Es ist die Frucht eines keineswegs leichten, aber glücklichen Lebens.

Renata Schumann (KK)

Willkommene Einmischung in die deutsche Literatur

Wojciech Kunicki und Marek Zybura (Hg.): Zur Fachgeschichte einer literaturwissenschaftlichen Auslandsgermanistik – 18 Porträts. Studia Brandtiana. fibre Verlag, Osnabrück 2011. 400 S., 35 Euro

Für die inhaltliche und methodologische Entwicklung der polnischen Germanistik war neben der geographischen Nähe zu Deutschland vor allem die Tatsache von Bedeutung, daß polnische Gebiete nach den Teilungen in den preußischen und den österreichischen Staat eingegliedert wurden. Damit fand auch die Pflege der Germanistik bis 1918 in diesem wissenschaftspolitischen und fachgeschichtlichen Kontext statt.

Nach dem Zweiten Weltkrieg hatte die Germanistik in Polen dann zunächst einen schweren Stand. Später konnte und durfte sie aus politischen Gründen nicht ausschließlich eine philologische Wissenschaft bleiben. Ihr wurde der Status einer „politischen Wissenschaft“ oktroyiert, mit allen Folgen – ein Schicksal, das sie mit anderen Auslandsgermanistiken in Ostmitteleuropa bis 1989 teilte.

Vor diesem Hintergrund zeichnen die Autoren des Bandes in 18 Porträts führender, die Entwicklung ihrer Disziplin bis heute prägender Fachvertreter die Geschichte der polnischen Germanistik von 1918 bis zur Gegenwart nach. Dabei geht es neben dem biographischen Hintergrund der porträtierten Germanisten und ihrer fachlichen Einordnung und Einschätzung auch um die wissenschaftspolitischen Implikationen ihrer Arbeit.

Professor Dr. Wojciech Kunicki (geb. 1955), Germanist und Übersetzer, ist seit 1993 Leiter des Lehrstuhls für Geschichte der deutschen Literatur bis 1848 am Germanistischen Institut der Universität Wrocław/ Bres-

lau. Professor Dr. Marek Zybura (geb. 1957), Germanist und Kulturhistoriker, ist Leiter des Lehrstuhls für Germanistik am Willy Brandt Zentrum für Deutschland- und Europa-studien der Universität Wrocław/Breslau.

(KK)

Zuversicht aus Einsicht und Verzicht

Werner Otto von Hentig: Aber das Bild soll Euch bleiben. Ein Weihnachtsbrief von Werner Otto von Hentig an seine Kinder aus dem Jahr 1943 und ein Brief von Hartmut von Hentig an den Verleger. Libelle Verlag, Konstanz 2010. 80 S., 12,80 Euro

Werner Otto von Hentig (1886–1984) war ein kenntnisreicher Liebhaber der Weltkulturen. Ihn begeisterte „die Originalität eines Teppichmusters, die Vollkommenheit eines einfachen Schöpflöffels“. Seit 1911 war er als Diplomat des Deutschen Reiches tätig: in Peking, Konstantinopel, Teheran und Afghanistan, in Estland, in Sofia und in Posen, in San Francisco und in Bogotá. Überall erstand er Kunst und Kunsthandwerk, erlesene Stücke, die er in seiner weiträumigen Wohnung im großbürgerlichen Hansa-Viertel am Berliner Tiergarten halb ausstellte, halb aus Platzmangel eher verbarg. Jene Wohnung, deren Truhen und Schränke (selbst das historische Mobiliar war exquisit) bis zum Rande gefüllt waren, glich einer Schatzkammer, einem Märchenreich. Hentig besaß alte Kamel- und Eselstaschen, ein Landschaftsbild von Jean-Baptiste Pillement, Jadeschnitzereien und Waffen, Teppiche, Porzellane und Leuchter, Plastiken, Handzeichnungen und Druckgrafik, Spiegel, eiserne Teekannen, Bucheinbände und Steigbügel, eine Sammlung orientalischer Münzen, rituelle Badeschalen seldschukischer und armenischer Herkunft, Brokate

wie auch alte genuesische und venezianische Samte, orientalische Schminkdosen, chinesische Gewänder und eine 400 Jahre alte, reich verzierte Opiumpfeife aus Elfenbein, der noch Jahrzehnten nach dem letzten Gebrauch der süßliche Duft der Opiate entströmte.

In der Nacht vom 20. zum 21. November 1943 endete die Herrlichkeit dieser weltumspannenden Sammlung. Der erste „Teppichangriff“ alliierter Bomber traf auch das Haus in der Händelallee – und nur so viel, wie zwei Hände zu tragen vermochten, konnte aus dem brennenden und alsbald einstürzenden Haus gerettet werden. Wenige Tage später diktierte Hentig seiner Frau einen Brief, den er seinen fünf Kindern zu Weihnachten 1943 übergab: ein 33 Seiten umfassendes Typoskript auf Durchschlagpapier. Schriftlich nimmt Hentig Abschied von der in Jahrzehnten entstandenen Kollektion. Noch einmal geht er in Gedanken von Zimmer zu Zimmer durch jene Räume, die dem Erdboden gleichgemacht wurden, und beschreibt mal detailliert, mal nur in groben Zügen die Objekte seiner Sammlerfreude.

Ohne jede Larmoyanz vergegenwärtigt Hentig sich und den Nachkommen das Verlorene. Er wolle, so schärft er seinen Kindern ein und empfiehlt ihnen mit großer innerer Beherrschung dieses nüchterne Vorgehen, den im Feuer zerschmolzenen Pre-tiosen nicht nachtrauern, doch dürfe man jene Beletage der Kunst und des Kunsthandwerks auch nicht ganz vergessen. Der hohe Qualitätsstandard, zu dem er sich beim Ankauf von Kunst und Kunsthandwerk verpflichtet habe, solle auch seinen Kindern dereinst als Maßstab beim Aufbau eigener Sammlungen dienen. – Im November 1943, der Diplomat Hentig wird es erkannt haben, war die europäische Welt bereits zerbrochen. Nun war auch sein heimisches Refugium vernichtet, was ihm blieb, war seine Familie und die Erinnerung an das Gewesene.

Der Konstanzer Verleger Ekkehard Faude hat den „Weihnachtsbrief“ Werner Otto von

Hentigs ediert und ihm eine sehr einfühlsame Erläuterung beigegeben: Hartmut von Hentig, der damals achtzehnjährige Sohn und Zeitzeuge des Desasters, kommentiert autobiographisch das bald 70 Jahre alte Dokument. Das ansprechend ausgestattete Buch präsentiert eine unbekannte Sammlerpersönlichkeit und entführt den Leser in eine Epoche, in der das dezente und sachkundige Berliner Großbürgertum beim Anlegen umfangreicher Privatsammlungen noch tonangebend war.

Martin Hollender (KK)

Schreiben vom Brot und von der Welt

Journalistenpreis Osteuropa

„Brot für die Welt“, das evangelische Hilfswerk, und Renovabis, die Solidaritätsaktion der deutschen Katholiken mit den Menschen in Mittel- und Osteuropa, verleihen in diesem Jahr erstmals gemeinsam den „Journalistenpreis Osteuropa“. Die Auszeichnung wird am Mittwoch, 28. September 2011, in München im Rahmen einer festlichen Veranstaltung überreicht.

Es können Beiträge eingereicht werden, die sich mit der sozialen Situation und den Lebensumständen der Menschen in Mittel- und Osteuropa befassen. Teilnehmen können haupt- und nebenberuflich tätige Journalistinnen und Journalisten (ohne Altersbegrenzung) aus Ländern Mittel- und Osteuropas mit Beiträgen, die die soziale Situation von Menschen in ihren Herkunftsländern betreffen, oder aus Deutschland mit Beiträgen, die die soziale Situation von Menschen in den osteuropäischen Ländern betreffen.

Die Gewinnerin oder der Gewinner in den jeweiligen Kategorien erhalten ein Preisgeld

in Höhe von je 3000 Euro. Sie werden zur Preisverleihung nach München eingeladen. Über die Zuerkennung der Preise entscheidet eine unabhängige Jury von Medienfachleuten im Juli 2011. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

Die Beiträge sind im Original bis spätestens 30. April 2011 mit einer Zusammenfassung in deutscher oder englischer Sprache in digitaler Fassung bei presse@renovabis.de einzureichen. Sie müssen zwischen dem 1. April 2010 und dem 31. März 2011 im europäischen Raum veröffentlicht und für ein Printmedium (Zeitung oder Zeitschrift) oder das Internet verfaßt worden sein.

Mit dem Wettbewerbsbeitrag sind vorzulegen: eine Kurzbiographie mit Geburtsdatum, Anschrift, Telefonnummer, E-Mail-Adresse, Ausbildungen, Qualifikationen, zum Nachweis der Veröffentlichung des eingereichten Beitrags Angaben zum Medium, in dem der Beitrag veröffentlicht wurde, Zeitungsausschnitt im Original oder Internet-Link und -Ausdruck. Diese Unterlagen gehen bis zum Einsendeschluß an die Solidaritätsaktion Renovabis, Journalistenpreis 2011, Domberg 27, D-85354 Freising.

Im Falle der Prämierung kann der Beitrag im Rahmen der Öffentlichkeitsarbeit von Renovabis und „Brot für die Welt“ kostenfrei genutzt werden. Mit der Einreichung erklären die Autoren sich mit dieser Regelung einverstanden. *(KK)*

Der **Adalbert Stifter Verein** veranstaltet am 22. März um 19 Uhr im Kulturforum des Sudetendeutschen Hauses München (Hochstraße 8) eine Lesung mit dem in Brünn geborenen Literaturkritiker und Schriftsteller **Hellmuth Karasek**, der seine Lebenserinnerungen vorstellt. *(KK)*

Wenn die Atemschaukel stockt

Vom Sagen und vom Versagen – deutschsprachige Schriftsteller unter dem Spektrum totalitärer Systeme

Ähnlich wie Herta Müller in ihrem Roman „Die Atemschaukel“ dem Leser einiges zumutet, forderte das literaturwissenschaftliche Symposium der Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen im Christkönigshaus in Stuttgart-Hohenheim am 22./23. Januar die volle Aufmerksamkeit des Publikums. Die

Köpfe der Tagung: Hans-Günther Parplies, Vorsitzender der veranstaltenden Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen...



Thematik des Seminars war gut gewählt: „Bis hin zum Gulag? Bestehen und Versagen deutschsprachiger Autoren des Ostens gegenüber den Herausforderungen des Totalitarismus“. Das Gehörte wirkt noch lange nach, ja es läßt einen kaum mehr los.

Die Verleihung des Literaturnobelpreises an Herta Müller im Oktober 2009 bildete einen ebenso öffentlichkeitswirksamen Hintergrund wie die im Herbst letzten Jahres bekannt gewordene Securitate-Verstrickung des Lyrikers Oskar Pastior, dessen Aufzeichnungen und Erzählungen über den Alltag der 60 000 rumäniendeutschen Zwangsarbeiter in der Sowjetunion als Vorlage für die „Atemschaukel“ dienen. Zahlreiche Angehörige von Gruppen, die im Gulag oder unter einer anderen Form des kommunistischen Totalitarismus gelitten haben, saßen unter den Zuhörern – Rußlanddeutsche, Siebenbürger Sachsen sowie Donauschwaben aus Rumänien und Serbien.

Professor Dr. Karol Sauerland, in der DDR aufgewachsener Sohn deutsch-jüdischer Emigranten und Leiter der Abteilung für Literaturwissenschaft an der Warschauer Universität, führte in die Thematik ein. Dabei zitierte der frühere Chefredakteur der polnischen Untergrundzeitschrift „Europa“ aus einem 1988 dort veröffentlichten Interview mit dem ehemaligen Gulag-Insassen Horst Bienek, in dem der oberschlesische Schriftsteller prophezeite: „Ich bin überzeugt, daß es einst in Workuta ein Museum geben wird, so wie es eines in Auschwitz gibt.“ Das

Stadtmuseum Workuta erinnert heute zwar auch an die stalinistische „Vernichtung durch Arbeit“, doch die allgemeine Bewußtmachung dieser Massenverbrechen hat längst nicht den Stellenwert wie die der Verbrechen der NS-Rassenideologie.

Mit welcher zerstörerischen Kraft der rote Totalitarismus seine tatsächlichen oder nur mutmaßlichen Gegner traf, machte anschließend Dr. Monika Tokarzewska aus Thorn (Torún) in ihrem tiefenpsychologisch angelegten Vortrag „Die Gefängniszelle als Erfahrung von Ausnahmezustand bei Horst Bienek und Aleksander Wat“ deutlich. Die junge polnische Germanistin, die über Georg Simmel promovierte und als Kennerin der Philosophie der deutschen Romantik gilt, skizzierte Wats in den Sechzigern von Czeslaw Milosz festgehaltenen „Erinnerungen“ von 1926 bis 1945 und Bieneks Roman „Die Zelle“ von 1968 als grundverschiedene, aber literarisch ähnlich bedeutende Gestaltungen des „ästhetischen Ausnahmezustandes“ in sowjetischen Gefängnissen. Während der vormalige Kommunist Wat seine Zeit in der Moskauer Lubjanka als perfide angelegten Versuch zur Zerstörung jedweden menschlichen Innenlebens wahrnahm, hob Bienek in seinen Schilderungen der DDR-Gefängnisse die totale Reduzierung der Insassen auf Körperliches hervor. Doch die vom System beabsichtigte Marginalisierung des Geistig-Politischen sei damit gerade nicht erreicht worden. Im Gegenteil: Das Ergebnis war, so Bienek, eine Vergeistigung. Die Betroffenen sahen sich gezwungen, sich immer wieder mit sich selbst zu beschäftigen; da es keine äußeren Ereignisse gab, wurde alles, auch die unbedeutendste Kleinigkeit des Alltags, zum Ereignis.

Die anschließende Diskussion war von berührenden Berichten über eigene Lagererfahrungen geprägt sowie von der Erkenntnis, daß neben literarischen Schilderungen wie jenen Wats, Bieneks, Alexander Solschenizyns („Im Vorhof der Hölle“, „Ein Tag im Leben des Iwan Denissowitsch“), Igor

Schalamows („Kolyma“) oder Eberhard Pauschs („Und dennoch überlebt“) die Masse derer nicht zu vergessen ist, die angesichts der grausamen Erinnerungen verstummt sind. Viele konnten selbst ihren engsten Angehörigen gar nicht oder erst spät etwas darüber berichten, andere fanden in einer persönlichen Memoirliteratur das geeignete Mittel, die schaurigen Bilder der Vergangenheit zu verarbeiten. Solche manchmal kaum lesbaren Schriften seien allerdings vor allem für die Verfasser und ihre mit den geschichtlichen Hintergründen vertrauten Landsleute, etwa die Rußland- oder Rumäniendeutschen, von Bedeutung, während es der Literatur zukomme, die Thematik einer breiteren Öffentlichkeit zu erschließen.

Eine ganz andere Form der Vergangenheitsbewältigung brachte Dr. Withold Bonner, Dozent für Literatur- und Kulturwissenschaft im finnischen Tampere und ausgewiesener Spezialist für DDR-Literatur, zur Sprache. Er verglich auf anschauliche Weise das „Reden über Heimat und Heimatverlust“ bei Franz Fühmann und bei Johannes Bobrowski. Der aus dem böhmischen Riesengebirge stammende Fühmann, der als vormaliger SA-Mann und Weltkriegsteilnehmer in einer Antifa-Schule des Nationalkomitees Freies Deutschland ideologisch umerzogen wurde, flüchtete zunächst mit großer Begeisterung in den Kommunismus. Es dauerte lange, ehe er sich schweren Herzens von diesem „neuen Glauben“ lösen konnte und eigene Reflexionen über den „Heimat“-Begriff anstellte. Der etwa gleich alte Ostpreuße Bobrowski sah sich nach seiner Kriegsgefangenschaft einschließlich Zwangsarbeit in einem sowjetischen Kohlebergwerk bis 1949 wie Fühmann von dem starken Gefühl eigener Schuld und Mitverantwortung für die NS-Verbrechen in die Pflicht genommen, zumal er seine ersten Gedichte 1944 in der nationalsozialistischen Zeitschrift „Das innere Reich“ veröffentlicht hatte. Obwohl auch er sich in Ost-Berlin einer der SED-Blockparteien anschloß, gab es für Bobrowski nie



... und der Tagungsleiter Professor Dr. Karol Sauerland von der Universität Warschau

Bilder: Kulturstiftung

eine ideologische Hemmung, sich als Autor mit den tabuisierten Erinnerungen an die Heimat im Osten auseinanderzusetzen. Dabei stand der Wille im Vordergrund, die Versöhnung mit den östlichen Nachbarvölkern mitzugestalten.

Fühmann bejahte demgegenüber lange Zeit die systemkonforme Verdrängung und Selbstzensur. In seiner frühen Erzählung „Böhmen am Meer“ (1962) verknüpfte er die böhmische Heimat des Protagonisten unauflöslich mit dem „Faschismus“ und wies ihm an der DDR-Ostseeküste den Ausweg, sich „von der Zeit heilen zu lassen wie eine Alge vom Meer“. Erst der Auftrag, anlässlich des 20. Jahrestags der DDR eine Neufassung von Fontanes „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ zu verfassen, brachte

bei Fühmann einen deutlichen Umschwung. Nachdem er sich im Zuge seiner Recherchen immer mehr seiner böhmisch-österreichischen und eben nicht preußischen Wurzeln bewußt geworden war, brach er die Arbeit ab. Der innere Abstand zu seiner „politischen Heimat“ DDR wurde immer größer und mündete schließlich in eine parallele Wahrnehmung von DDR- und NS-System.

Nachdem der erste Seminartag mit einem Konzert des Malinconia-Ensembles Stuttgart unter der Leitung von Helmut Scheunchen mit Musik von Komponisten des Ostens „in Zeiten der Bewährung“ klassisch-melancholisch ausgeklungen war, begann der Sonntag mit Ausführungen über die Repressionen seitens der DDR-Behörden, denen Autoren ausgesetzt waren, die sich einen Rest schriftstellerischer Freiheit bewahren wollten. Dr. Jörg Bernhard Bilke stellte den nie erschienenen, von ihm in Form der Korrekturfahnen eingesehenen zweiten Teil von Boris Djacenos Roman „Herz und Asche“ vor – der erste Band war 1954 herausgekommen. Dieses Werk des im lettischen Riga geborenen Verfassers war für 1958 geplant, mußte jedoch nach massivem Druck staatlicher Organe eingestampft werden, weil es die Vergewaltigung einer deutschen Frau durch drei Rotarmisten während des Zweiten Weltkrieges auf zwei Seiten andeutungsweise darstellte. Damit hatte Djacenko eines der strengsten Tabus im „ersten sozialistischen Staat auf deutschen Boden“ gebrochen, wenngleich, so wurde in der anschließenden Diskussion deutlich, das grausame Kapitel der schätzungsweise zwei Millionen Opfer von Vergewaltigungen durch Sowjetsoldaten allein auf Reichsgebiet auch einzelne andere DDR-Autoren zu – allerdings sehr verhaltenen – schriftstellerischen Auslassungen veranlaßte.

Wie dramatisch sich das Autorentum unter totalitären Umständen gestalten konnte, das wurde erst recht mit dem nächsten Vortrag deutlich. Ingmar Brantsch, Siebenbürger Schriftsteller aus Köln, sprach zum Thema „Unter Larven die einzig fühlende

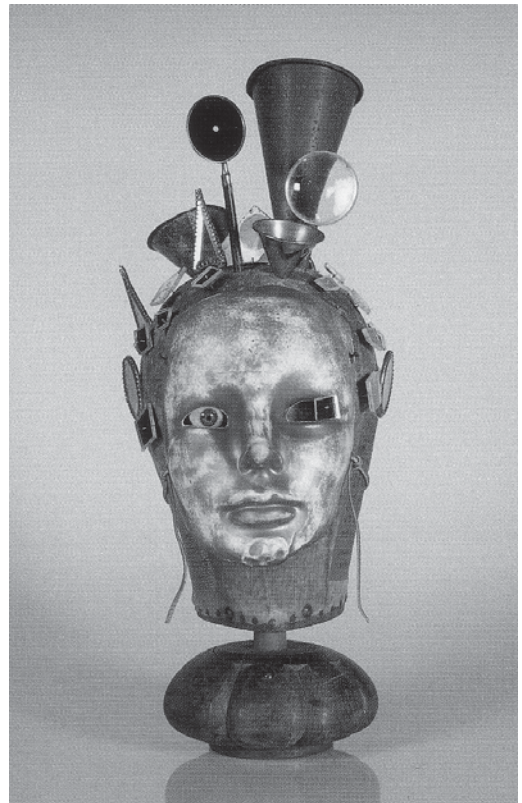
Brust' – Eginald Schlattner und die Möglichkeiten des Widerstandes in einer Diktatur“. Sein 1933 geborener Landsmann Schlattner sei der „größte Vertreter“ jener in Rumänien noch lebendigen selbständigen deutschen Literaturszene, so Brantsch, auch wenn der Urheber so wichtiger Romane wie „Der geköpfte Hahn“ oder „Rote Handschuhe“ durch seine erzwungenen Aussagen im sogenannten „Schriftstellerprozeß“ der späten fünfziger Jahre in Mißkredit geraten war. Schlattner hatte selbst 20 Monate im Kronstädter Gefängnis gesessen und war über drei Monate lang den Mühlen der Securitate-Psychiatrie ausgesetzt. Der „unversöhnlichen“ Kritik Hans Bergels oder Richard Wagners an der anschließenden „Denunziation“ rumäniendeutscher Schriftstellerkollegen durch den Hauptzeugen Schlattner mochte sich der Referent nicht anschließen. Damals seien außer Wolf von Aichelburg alle Angeklagten zu ideologischen Konzessionen bereit gewesen.

Ein donauschwäbischer Autor stand im Mittelpunkt der Ausführungen Stefan Tepperts über den „Genozid in Titos Jugoslawien – Johannes Weidenheims Roman ‚Treffpunkt jenseits der Schuld‘“. Mit dem wohl wichtigsten Vertreter der wenigen deutschsprachigen Nachkriegsliteraten aus dem ehemaligen Jugoslawien setzten die Veranstalter einen Akzent auf einen ansonsten unterbelichteten Themenbereich. Auch hier fehlte es nicht an aktuellen Bezügen, allen voran die im Dezember durch einen „Spiegel“-Bericht bekannt gewordene Forderung des Kroatischen Weltkongresses, die Bundesregierung möge dem einstigen kommunistischen Staatschef Tito den 1974 verliehenen höchsten deutschen Orden endlich aberkennen. Während die Kroaten zur Begründung auf die zahlreichen Liquidierungen von Auslandskroaten durch den jugoslawischen Geheimdienst verweisen, haben sich donauschwäbische Organisationen der Kampagne angeschlossen, da sie in dem einstigen Partisanenführer den Hauptverantwortlichen für

den Völkermord an über 60 000 Landsleuten zwischen November 1944 und März 1948 sehen (siehe auch Seite 17).

Teppert schloß sich diesen Forderungen indirekt an, indem er betonte, die erbarmungslose Vernichtung der Deutschen aus Jugoslawien erfülle „alle Merkmale eines Genozids“. Sein Interesse an Johannes Weidenheims bereits 1956 verfaßtem Hauptwerk, dem Roman „Treffpunkt jenseits der Schuld“, gründet er aber auf dessen Versöhnungsansatz. Der 1918 als Kind einer pfälzischstämmigen Handwerkerfamilie in der Batschka geborene und 2002 in Bonn verstorbene, mehrsprachig aufgewachsene Weidenheim läßt in dem Roman einen Donauschwaben und einen Serben auftreten, die ihre Sicht der historischen Entwicklung der

Und ein Kopf wie möglicherweise jene, von denen bei der Tagung die Rede war: Frank Popp, Selbstkopf Bild: Künstlergilde



Zwischenkriegszeit und der Kriegsjahre jeweils offen darlegen, um dann durch Vermittlung eines dritten fiktiven Erzählers, des später hinzukommenden alten Juden Horowitz, auf eine höhere Ebene zu gelangen: die der Aussöhnung jenseits der gegenseitigen Schuldvorwürfe im Geiste reiner Menschlichkeit. Der Referent bekannte sich zu diesem Ansatz des in donauschwäbischen Kreisen nicht unumstrittenen Weidenheim, dessen Roman trotz der zeitlichen Nähe zu den grausamen Kriegs- und Nachkriegsereignissen „ein feines Sensorium für die historisch gewachsenen kollektiven Eigenschaften der Völker im panonischen Raum und deren Selbst- und Fremdbilder“ beweise.

Zum Gegenstand widerstreitender Diskussionsbeiträge aus dem Auditorium wurde Weidenheims Auffassung, daß die verbrecherischen Akte, egal von welcher Seite sie verübt worden seien, stets als Einzeltaten bewältigt werden müßten, während die Schuldfrage kollektiv zu beantworten sei. Christine Czaja, Tochter des BdV-Vorkämpfers und Kulturstiftungsgründers Herbert Czaja, erteilte allen pauschalen Vorwürfen, die auf eine Kollektivschuld abzielen, eine klare Absage und stellte in Aussicht, daß eine der nächsten Tagungen der Stiftung der donauschwäbischen Literatur gewidmet werden solle.

Den Abschluß des Hohenheimer Symposiums bildete, wie hätte es anders sein können, die Auseinandersetzung mit der rumäniendeutschen Nobelpreisträgerin Herta Müller. Georg Aesch von der „Kulturpolitischen Korrespondenz“ in Bonn referierte über „Wenn die Atemschaukel stockt – Herta Müllers stetes episches Ringen mit der Sprachlosigkeit vor der erlebten Geschichte“. Er zog das Thema von der dichterischen, nicht der politisch-historischen Seite auf, wohl weil ihm Sprachbilder als Instrumentarium der Einfühlung in die „unheile Welt“ des Totalitarismus am geeignetsten erscheinen. Mit einer dem Thema angemessenen Sprachkraft und analytischer Tiefe

begründete er seine Wertschätzung für die Autorin, in deren Werken es „immer um alles“ gehe und die deshalb heute als „totale Schriftstellerpersönlichkeit“ nicht ihresgleichen finde. Schon ihre frühen, von einer „Desolidarisierung“ gegenüber der eigenen Familie und ihrer Volksgruppe sprechenden Veröffentlichungen wiesen ihr einen Platz zwischen allen Stühlen zu, den sie bis heute nicht verlassen habe. „Geradezu selbstquälende Schonungslosigkeit“ sowie „totale Abwesenheit von Demagogie“ sei ihrem Schreiben ebenso eigen wie eine „obsessive“ Präsenz Rumäniens, auch nach ihrer Aussiedlung 1987. Mit Herta Müller spreche eine Geschädigte des Ceausescu-Systems zu uns, deren Erfahrungen zum Erkenntnismittel auch für andere Totalitarismus-Schilderungen wurden, allen voran jener der in der „Atemschaukel“ anhand der Erinnerungen Oskar Pastiors dargestellten Sowjetarbeitslager für die Rumäniendeutschen. Aesch betonte, daß sogar bei literarisch wenig bewanderten, aber von den dargestellten Ereignissen unmittelbar betroffenen Lesern die „Wortgewalt“ Müllers Eindruck mache. Die Prosa Herta Müllers taue nicht für den Medienkonsumenten, so das Fazit des Referenten, sei aber wie ihr ganzes Werk wahrer als die genauesten Dokumentationen.

Eine Bewertung der in diesem Zusammenhang zur Sprache gebrachten Securitate-Verstrickung Pastiors wollte Georg Aesch nicht vornehmen. Statt dessen wies er mit dem Dichter und ehemaligen Klausenburger Verlagslektor Franz Hodjak darauf hin, daß im totalitären Rumänien jeder Roman, selbst wenn er mit noch so vielen Doppeldeutigkeiten gespickt war, verlogen habe sein müssen, um zu erscheinen, und daß man diesem Gegenstand mit moralischem Rigorismus nicht beikomme. Heute gelte es in erster Linie, die seinerzeitigen Ängste überzeugend darzustellen und „nicht von dem zu reden, was einer anders hätte tun können, sollen und vielleicht verschuldet“ habe. Entsprechend seien sowohl Herta Müller und

Eginald Schlattner als eben auch Oskar Pastior bedeutende Schriftsteller.

Am Ende des von den Vortragenden wie vom Publikum her außergewöhnlich niveauvollen Literatur-Symposiums stand die Vorfreude auf die nächste der zweimal im Jahr stattfindenden Tagungen der Kulturstiftung

der deutschen Vertriebenen. Manch einem drängt sich wohl auch die Hoffnung auf, wenigstens ein kleiner Teil der einflußreichen bundesdeutschen Medien werde künftig von diesen bemerkenswerten Veranstaltungen Notiz nehmen.

Martin Schmidt (KK)

Standbilder der Unbeständigkeit

„Mythos und Metamorphose“ – Einblicke in die Welt des Markus Lüpertz

Schon der Titel der Regensburger Ausstellung mit Bildern und Plastiken von Markus Lüpertz im Kunstforum Ostdeutsche Galerie ist sicher für viele heutige Besucher eher unverständlich denn eine einladende Geste. Was ist ein Mythos? Was ist Metamorphose? Man komme bei der Interpretation Lüpertzscher Werke eigentlich nie an ein Ende, und man müsse auch schon etwas wissen, meint ironisch lächelnd die Expertin bei einer Führung durch die Ausstellung; sie habe durch Besucherkommentare ständig hinzugelernt. Markus Lüpertz, ein rätselhafter Künstler.

Es ist gut, vor dem Rundgang den Film anzuschauen, der gleich am Eingang gezeigt wird. Man sieht den 1941 geborenen Künstler in seiner Düsseldorfer Akademie, in mehrfach eingeblendeten Atelier-Monologen, auf seinen Lebensstationen und vor allem auch in seinem böhmischen Geburtsort Reichenberg, dem heutigen Liberec in Tschechien, wo die Regensburger Ausstellung im Frühjahr 2011 gezeigt wird. Markus Lüpertz ist der Hauptdarsteller dieses Films; er kommentiert den Rundgang durch sein Leben aus verschiedenen Perspektiven und zeigt sich als ein nachdenklicher, selbstbewußter, hin und wieder auch selbstironischer Mensch. Der Rückblick auf die Ausweisung des damals Siebenjährigen mit seiner Familie aus der Heimat verrät tiefere und blei-

bende Empfindungen; aber dann begann das neue Leben im Westen.

Als erstes Objekt fällt dem Besucher eine große, offensichtlich in Ton gearbeitete und bemalte Muschel ins Auge. Weit gefehlt! Das Objekt ist, wie alle Plastiken des Künstlers, aus Bronze, die von Lüpertz immer bemalt wird („Maler-Skulptur“) und je nach der Gußformvorbereitung – von Heu bis Styropor – ganz unterschiedliche Materialassoziationen der Bronze zuläßt. Außerdem verrät der Titel „Weil es eine Grinsekatz ist“, daß sich der Betrachter in der Welt von „Alice im Wunderland“ befindet: bei näherem Hinsehen erkennt man in der vermeintlichen Muschel eine Grinsekatz. Die erste von zahlreichen Metamorphosen in dieser Ausstellung.

Der Saal der Grinsekatz zeigt an den Wänden Variationen von Bildern eines Messers auf einem Block: Alice begegnet in ihrem skurrilen Wunderland einem Herzkönigspaar, das gern jemandem den Kopf abhacken läßt. Eine große Messerplastik schließt den Raum ab, in dem auch noch ein schön bemalter, tanzender Torso (kopflös) zu sehen ist. Was für eine Welt, bereits im ersten Raum!

Hauptthema der Ausstellung ist die griechische Götterwelt, die der Künstler willkürlich manipuliert. Lüpertz vermischt die Mythen



Schiff und Fisch, Verschlungenheit und Verschlingen, Vitalität und Monstrosität: Markus Lüpertz, Ohne Titel

von den drei Grazien und dem Urteil des Paris, in dem Aphrodite bekanntlich den Sieg als schönste Göttin davontrug. Die riesigen Köpfe der unterlegenen Göttinnen Hera und Athene liegen auf bemalten Paletten und schauen den Betrachter schräg von unten an, eine eigenartige Perspektive für Götterstatuen. Ihre Physiognomien, Hera rötlich-gelb, Athene bläulich-grau, verraten in den Dissonanzen ihrer Gesichtshälften die zwiespältigen Charaktere der Gottheiten.

Ganymed, der „Schönste aller Sterblichen“, wurde von Zeus geliebt und auf den Olymp entführt, wo er den Göttern als Mundschenk dienen mußte. Der auf griechischen Darstellungen einen Reifen führende und einen Hahn in die Luft haltende Götterliebbling wird bei Lüpertz zu einer bis ins Mark zerstörten, steifen, leblosen Gestalt, von deren linker Hand ein toter Hahn herabbaumelt. Die Farben des Hahnenkopfes und des entstellten Ganymed-Gesichtes entsprechen sich: Ganymed als Sinnbild eines verwandelten, eines zerstörten Lebensschicksals.

Analog behandelt Lüpertz das Thema „Parsifal“. Der religiöse Erlösungsmythos auf der Grundlage von Reinheit in der Geschichte des Parsifal wird unter dem Thema „Männer ohne Frauen“ brutal zerstört. Die rätselhafte Plastik zeigt eine durch Knochen und Penisse entstellte kopfähnliche Figur, deren Denken offenbar nur um das eine Thema kreist, dessen sich zu entledigen sie nicht fähig ist. Die Plastik ist als schreckliches Symbol, wie ein Medusenhaupt, eine Absage an Erlösungsmythen; ihnen steht die irdische Beschaffenheit des menschlichen Kopfes entgegen.

Den größten Raum nimmt in der Ausstellung das Thema „Daphne und Apoll“ ein, das reich variiert wird. Daphne, die schöne Bergnymphe, und Apollon werden Opfer des Liebesgottes Eros, den Apollon als schlechten Schützen beleidigt hat. Eros schießt als Rache einen Pfeil mit goldener Spitze auf Apollon und einen mit bleierner Spitze auf Daphne. Diese läßt daraufhin die glühende Liebe Apolls kalt, sie flieht vor ihm und wird in höchster Not nach einem Gebet zu ihrem Vater, dem Flußgott Peneios, in einen Lorbeerbaum verwandelt.

Lüpertz' Statue „Der Apoll“, zu der eine kleine Leier gehört, ist durch die rote Bemalung des Gesichtes und die blaue des linken Beines bemerkenswert. In einer fragenden Geste greift Apoll sich mit dem rechten Arm über die linke Schulter, wo sich der Köcher mit den Pfeilen befinden könnte, als suche er nach seiner Waffe. Es kann aber auch sein, daß er den Pfeil des Eros herausziehen möchte, um sich vom Fluch seiner vergeblichen Liebe zu befreien.

Daphne wird mit und ohne Lorbeerbaum in zahlreichen Bildern und kleineren Plastiken, die einen ganzen Raum des Museums füllen, mit großer Farbenpracht und Ausdrucksreichtum variiert. Ergänzt werden diese Darstellungen durch einige Bilder der Judit, die bereits andeuten, daß Lüpertz in seiner Hauptfigur den griechischen mit dem biblischen Mythos verbindet. Judit rettet ihr

Volk vor den Assyrenern, indem sie den betrunkenen Oberbefehlshaber Holofernes enthauptet. Daphne verwandelt sich bei Lüpertz nicht mehr in einen Lorbeerbaum, sondern spielt mit ihrem linken Fuß mit dem abgeschlagenen Haupt des Apollon. Die über drei Meter hohe, neben dem Lorbeerbaum stehende Daphne zeigt keine schönen Züge mehr. Der Betrachter sieht eine fast maskuline Figur, deren abgewandter Blick auf eine neue Richtung, eine andere Auffassung hindeutet: die emanzipierte Daphne flieht nicht in die Unkenntlichkeit eines Baumes, sondern stellt sich in grausamer Konsequenz der Verfolgung entgegen.

Im gleichen Raum steht die übergroße Skulptur des lachenden „Clitunno“. Die gelb bemalte Figur hat lange unter freiem Himmel gestanden und viel von ihrer Farbe verloren. Clitunno ist ein Fluß in Italien, und so begegnet dem Betrachter hier ein Flußgott – an anderer Stelle des Museums auch als buntbemalte Kleinplastik – als sympathischer Ausgleich zu der kriegerischen Daphne.

Der von Andrea Madesta herausgegebene Katalog (deutsch/englisch) zeigt die Bilder und Plastiken der Ausstellung in gelungener Wiedergabe und guter Vollständigkeit. Ihre Einführung indessen, „Eine neue Ord-

nung der Dinge?“, ist eher einem wissenschaftlich vorgeprägten Publikum als dem „normalen“ Museumsbesucher zugänglich. Ihrer Einschätzung der Bedeutung des Künstlers ist jedoch ausdrücklich zuzustimmen: „Gerade die traditionsbewusste Beibehaltung der Statue bei gleichzeitiger Verweigerung der mit diesem Konzept traditionellerweise verbundenen Darstellung von Schönheit steht der öffentlichen Akzeptanz häufig im Weg. In Städten wie Augsburg und Salzburg, die sich über ein historisches Bewusstsein glauben auszeichnen zu müssen, sind seine Plastiken im öffentlichen Raum auf rigorose Ablehnung gestoßen. Während die bürgerlichen Vorstellungen des 19. Jahrhunderts oftmals literarisch inspiriert waren, entwickelt Lüpertz eine davon abweichende Strategie. Denn die Figuren fungieren nicht als Denkmäler und repräsentieren nicht die Erinnerung an Vergangenes, vielmehr vergegenwärtigt Lüpertz unter den Namen antiker oder biblischer Gestalten zeitlose Typen menschlicher Eigenschaften und menschlichen Verhaltens.“

In diesem Sinne ist die Begegnung mit der künstlerisch gestalteten Welt des Markus Lüpertz ein zum Nachdenken anregendes Ereignis.

Klaus Weigelt (KK)

Formstrenge Hoffnung

Klaus Seelenmeyer, ein Ostpreuße in Lüneburg

Das Ostpreußische Landesmuseum würdigt mit Klaus Seelenmeyer einen im Vorjahr verstorbenen Bildhauer und Maler, der als gebürtiger Ostpreuße die Schrecken von Krieg und Vertreibung miterlebt und sie sein Künstlerleben lang in Lüneburg zu verarbeiten gesucht hat.

Seine künstlerische Ausbildung erfuhr er noch an der Königsberger Kunstakademie,

lebte und arbeitete dann aber 60 Jahre in Lüneburg.

Dabei blieb sein Wirken keineswegs auf die Kunst beschränkt, viele haben ihn als engagierten Kunstpädagogen erst an der Ostakademie, dann ab Mitte der 1950er bis 1982 am Gymnasium Johanneum und der Volkshochschule erlebt. Zudem war er in den 1960er Jahren Ratsherr der Stadt.



*Kann denn
ein Chri-
stuskopf
ostpreu-
Bisch sein?
Klaus
Seelen-
meyer zeigt,
wie*

Bild
aus der
Ausstellung

Er schuf Denkmäler im öffentlichen Raum, auch in Lüneburg, und war bereits in den 1950er Jahren in der praktischen Denkmalpflege tätig, zu einer Zeit also, als die historische Einmaligkeit der Lüneburger Altstadt kaum erkannt worden war.

Seelenmeyers Werk ist äußerst vielfältig angelegt. Neben seinen bildhauerischen, dreidimensionalen Arbeiten in Holz, Kupfer, Ton

und Stein werden Gemälde und ein umfangreiches grafisches Werk präsentiert.

Seelenmeyers humanistische und zunehmend religiös geprägte Weltsicht kommt in eindrucksvollen Arbeiten zur Darstellung. Die Verheerungen des Krieges an Mensch und Menschenwelt werden ungeschönt interpretiert, wenn auch in den meisten Arbeiten eine christlich fundierte Erlösungshoffnung motivisch anklingt. Auch eine jahrelange Verbindung mit Albert Schweitzer, dessen Ideale er teilte, kommt dabei zum Ausdruck.

Mit der Gedächtnisausstellung werden die noch heute gültigen Verbindungslinien zwischen der Hansestadt Lüneburg und den Menschen aus den Ostgebieten herausgearbeitet. Zehntausende kamen nach Kriegsende in die Stadt, fanden hier eine neue Heimstatt und haben hernach viel und bereichernd zum Lüneburger Leben, nicht nur in wirtschaftlicher oder kultureller Hinsicht, beigetragen. Klaus Seelenmeyer war immer beides: Lüneburger und Ostpreuße. Ein Künstler, der ohne Frage seinen Platz im Museum verdient hat. (KK)

KK-Notizbuch

Die Wanderausstellung „**Erzwungene Wege**. Flucht und Vertreibung im Europa des 20. Jahrhunderts“ des **Zentrums gegen Vertreibungen** macht im Jahr 2011 erste Station im **Donau-schwäbischen Zentralmuseum** Ulm und ist bis zum 13. März hier zu sehen.

Der **Adalbert Stifter Verein** veranstaltet am 28. März, 19 Uhr, eine **Podiumsdiskussion** zur **Stiftung Flucht, Vertreibung, Versöhnung**. Es nehmen teil: Wolfgang Thierse, Bernd Posselt, Martin Schulze-Wessel und Manfred Kittel, Peter Becher moderiert.

Europäischen Biographien widmet das **Kulturforum östliches Europa** in Potsdam eine Veranstaltungsreihe, die das ganze Jahr über unter dem Titel „Über ihre Zeit hinaus“ bedeutende Persönlichkeiten vorstellt, unter anderem mit Präsentationen von Neuerscheinungen der Potsdamer Bibliothek östliches Europa. Kontakt: Telefon 03 31 / 2 00 98-0, deutsches @kulturforum.info.

Die **Künstlergilde** Esslingen präsentiert bis zum 2. April die Ausstellung **ungarn-deutscher Künstler** unter dem Titel „ZeITräume“.

Im Rahmen der dreiteiligen Ausstellungsreihe zu Ehren des 75. Geburtstags des Malers **Eckard Alker** zeigt die **Werkstattgalerie Tam Uekermann** in Köln nach dem ersten Teil, „Blumen will ich, ich will Blumen. Neue Arbeiten über ein altes Motiv“, vom 24. Februar bis zum 12. März den zweiten Teil, „Unruhe der Erinnerung. Unbekümmerter Umgang mit der Traditi-

on“. Der dritte Teil, „Um im Bild zu bleiben. Am Ausgangspunkt angekommen“, wird schließlich am 17. März eröffnet und läuft bis zum 4. April.

Dieses Heft wurde gedruckt mit Unterstützung des Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien. (KK)

www.ostdeutscher-kulturrat.de

Ihr Interesse kann Interesse wecken!

Wenn Ihnen die Thematik der **Kulturpolitischen Korrespondenz** am Herzen liegt, so geben Sie sie bitte auch an Bekannte und Freunde weiter. Die Stiftung Deutsche Kultur im östlichen Europa – OKR ist dankbar für jede Hilfe bei der Erfüllung ihrer selbstgestellten Aufgabe, ostdeutsches kulturelles Erbe bewußt und europäischen kulturellen Austausch lebendig zu erhalten.

Bestellschein

Ich möchte Ihre monatlich erscheinende

KULTURPOLITISCHE KORRESPONDENZ

regelmäßig zugeschickt erhalten. Die Jahresgebühr von 35 Euro begleiche ich nach Erhalt der Rechnung. Das Abonnement ist zum Jahresende kündbar.

**Stiftung Deutsche Kultur im östlichen
Europa – OKR
Kaiserstraße 113
53113 Bonn**

Meine Versandanschrift lautet:

Name

Straße

PLZ/Ort

Unterschrift

Telefon 02 28 / 2 89 33 12

Telefax 02 28 / 2 89 33 14

E-Mail georgaescht@arcor.de